



J.K. ROWLING
**HARRY
POTTER**
UND DER
HALBBLUTPRINZ



CARLSEN

Harry Potter und der Halbblutprinz





© Debra Hurford Brown

J.K. Rowling ist die Autorin der weltweit beliebten Harry-Potter-Bücher. Die Idee zu Harry Potter kam ihr 1990 während einer verspäteten Zugfahrt, anschließend entwickelte und schrieb sie mehrere Jahre an der siebenteiligen Serie. Der erste Band, *Harry Potter und der Stein der Weisen*, erschien dann 1997 in Großbritannien. Insgesamt dauerte es zehn Jahre, bis die Geschichte 2007 mit der Veröffentlichung von *Harry Potter und die Heiligtümer des Todes* schließlich endete.

Es gibt drei Begleitbände zur Serie, die J.K. Rowling für wohltätige Zwecke verfasste: *Quidditch im Wandel der Zeiten*, *Phantastische Tierwesen und wo sie zu finden sind* und *Die Märchen von Beedle dem Barden* zugunsten der Kinderhilfsorganisation Lumos. Sie hat außerdem an dem Drehbuch zum Theaterstück *Harry Potter und das verwunschene Kind* mitgearbeitet.

Von ihr stammen auch die beiden Kinderbücher *Der Ickabog* (2020) und *Jacks wundersame Reise mit dem Weihnachtsschwein* (2021) und mehrere Romane für Erwachsene, darunter eine erfolgreiche Krimiserie unter dem Pseudonym Robert Galbraith.

J.K. Rowling hat für ihr Werk viele Auszeichnungen und Preise erhalten. Sie unterstützt mit Hilfe von Volant zahlreiche humanitäre Projekte und ist Gründerin der internationalen Kinderhilfsorganisation Lumos.

Mehr über die Autorin unter jkrowlingstories.com

J.K. ROWLING
HARRY
POTTER
UND DER
HALBLUTPRINZ

Aus dem Englischen
von Klaus Fritz

CARLSEN

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Mit Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an: carlsen.de/kontakt

Carlsen-Newsletter: Tolle Lesetipps kostenlos per E-Mail!

Unsere Bücher gibt es überall im Buchhandel und auf carlsen.de.

Veröffentlicht in der Carlsen Verlag GmbH

Völckersstraße 14–20, 22765 Hamburg

Originaltextcopyright © J.K. Rowling 2005

Originalverlag: Bloomsbury Publishing Plc, London 2005

Originaltitel: »Harry Potter and the Half-Blood Prince«

Publishing and Theatrical Rights © J.K. Rowling

All characters and elements © and TM Warner Bros. Entertainment Inc.

All rights reserved.

Copyright der deutschsprachigen Ausgaben:

2005, 2008, 2009, 2010, 2013, 2018, 2026

Umschlagbild: Iacopo Bruno

Umschlaggestaltung: formlabor

ISBN 978-3-551-32286-9

*Mackenzie,
meiner schönen Tochter,
widme ich
ihren Zwilling aus Tinte und Papier*

DER ANDERE MINISTER

Es ging auf Mitternacht zu, der Premierminister saß allein in seinem Büro und las einen langen Bericht, der ihm durch den Kopf strich, ohne den geringsten Sinn zu hinterlassen. Er wartete auf den Anruf des Präsidenten eines fernen Landes, und während er überlegte, wann der elende Mensch sich endlich melden würde, und zugleich unangenehme Erinnerungen an eine sehr lange, ermüdende und schwierige Woche zu unterdrücken suchte, konnte er kaum noch an etwas anderes denken. Je stärker der Premierminister sich auf den Text der Seite vor sich zu konzentrieren versuchte, desto deutlicher konnte er das hämisch grinsende Gesicht eines seiner politischen Gegner sehen. Ausgerechnet dieser Gegner war gerade am heutigen Tag in den Nachrichten aufgetreten und hatte nicht nur die schrecklichen Dinge aufgezählt, die in der vergangenen Woche geschehen waren (als müsste irgendjemand daran erinnert werden), sondern auch noch erläutert, warum an ausnahmslos allen Vorfällen die Regierung schuld sei.

Der Puls des Premierministers beschleunigte sich allein beim Gedanken an diese Vorwürfe, denn sie waren weder fair noch trafen sie zu. Wie um alles in der Welt hätte seine Regierung verhindern sollen, dass diese Brücke zusammenbrach? Es war empörend, dass überhaupt jemand unterstellte, man würde nicht genug für den Brückenbau ausgeben. Die Brücke war kaum zehn Jahre alt und die besten Fachleute wussten sich nicht im Mindesten zu erklären, warum sie mitten entzweigebrochen war und ein Dutzend Autos in die feuchten Tiefen des Flusses unter sich gestürzt hatte. Und wie konnte es jemand wagen, zu behaupten, der Mangel an Polizisten hätte zu die-

sen beiden sehr hässlichen und weithin publik gemachten Mor-
den geführt? Oder dass die Regierung den außergewöhnlichen
Hurrikan in den südwestlichen Grafschaften irgendwie hätte
vorhersehen müssen, der so viele Menschen und ihr Hab und
Gut geschädigt hatte? Und war es *sein* Fehler, dass einer seiner
Juniorminister, Herbert Chorley, sich ausgerechnet in dieser
Woche so seltsam aufgeführt hatte, dass er nun bald viel mehr
Zeit mit seiner Familie verbringen würde?

»Eine düstere Stimmung hat das Land erfasst«, hatte sein
Gegner zum Schluss gesagt und sein breites Grinsen dabei
kaum verborgen.

Und leider traf dies vollkommen zu. Der Premierminister
spürte es selbst; die Menschen schienen tatsächlich unglückli-
cher als sonst. Sogar das Wetter war trostlos; so viel kalter Nebel
mitten im Juli ... etwas stimmte nicht, das war nicht normal ...

Er blätterte die zweite Seite des Berichts um, sah, wie lange
er noch weiterging, und gab resigniert auf. Er streckte die Arme
über den Kopf und schaute sich traurig in seinem Büro um. Es
war ein schöner Raum, mit einem gediegenen Marmorkamin
gegenüber hohen Schiebefenstern, die wegen der für die Jahres-
zeit ungewöhnlichen Kälte fest geschlossen waren. Mit einem
leichten Schaudern stand der Premierminister auf, trat hinü-
ber zu den Fenstern und sah hinaus in den feinen Nebel, der
sich gegen die Scheibe drückte. In diesem Moment, während er
dem Raum den Rücken zukehrte, hörte er hinter sich ein leises
Husten.

Er erstarrte, Nase an Nase mit seinem erschrocken wirken-
den Spiegelbild in der dunklen Scheibe. Er kannte dieses Hus-
ten. Er hatte es schon mehrmals gehört. Er drehte sich ganz
langsam dem leeren Zimmer zu.

»Hallo?«, sagte er und bemühte sich, mutiger zu klingen, als
er sich fühlte.

Einen kurzen Moment gab er sich der aberwitzigen Hoff-
nung hin, niemand würde ihm antworten. Doch prompt ertönte
eine Stimme, eine forsche, schneidige Stimme, die so klang, als

würde sie eine vorbereitete schriftliche Stellungnahme verlesen. Die Stimme kam – wie der Premierminister schon seit dem ersten Husten wusste – von dem froschartigen Männchen mit der langen silbernen Perücke, das auf einem kleinen schäbigen Ölgemälde auf der anderen Seite des Zimmers abgebildet war.

»An den Premierminister der Muggel. Treffen dringend erforderlich. Erbitte sofortige Antwort. Gruß, Fudge.« Der Mann in dem Gemälde sah den Premierminister fragend an.

»Ähm«, sagte der Premierminister, »hören Sie ... das passt mir gerade gar nicht ... Ich erwarte einen Anruf, verstehen Sie ... des Präsidenten von –«

»Der lässt sich verschieben«, sagte das Porträt sofort. Dem Premierminister sank der Mut. Das hatte er befürchtet.

»Aber ich wollte wirklich lieber mit –«

»Wir werden dafür sorgen, dass der Präsident den Anruf vergisst. Er wird stattdessen morgen Abend anrufen«, sagte der kleine Mann. »Bitte geben Sie Mr Fudge unverzüglich Antwort.«

»Ich ... oh ... nun gut«, sagte der Premierminister matt. »Einverstanden, ich werde Fudge empfangen.«

Er eilte zurück an seinen Schreibtisch und rückte dabei seine Krawatte zurecht. Kaum hatte er seinen Platz wieder eingenommen und seinen Gesichtszügen einen, wie er hoffte, entspannten und gefassten Ausdruck verliehen, als hellgrüne Flammen in dem leeren Rost unter dem marmornen Kaminsims aufloderten. Darauf bedacht, sich keinerlei Überraschung oder Besorgnis anmerken zu lassen, beobachtete er, wie ein stattlicher Mann in den Flammen erschien, der schnell wie ein Kreisel rotierte. Sekunden später war er herausgestiegen auf einen ziemlich edlen alten Teppich und streifte sich Asche von den Ärmeln seines langen Nadelstreifenumhangs, einen limonengrünen Bowler in der Hand.

»Ah ... Premierminister«, sagte Cornelius Fudge und schritt mit ausgestreckter Hand auf ihn zu. »Schön, Sie wiederzusehen.«

Der Premierminister konnte diese Höflichkeit nicht ehrlich

erwidern und sagte deshalb überhaupt nichts. Es freute ihn keineswegs, Fudge zu sehen, dessen gelegentliches Auftauchen an sich schon ausgesprochen beunruhigend war und meistens bedeutete, dass ihn sehr schlechte Nachrichten erwarteten. Überdies sah Fudge eindeutig verhärtet aus. Er war dünner, kahler und grauer geworden, und sein Gesicht machte einen zerknitterten Eindruck. Der Premierminister hatte schon manche Politiker erlebt, die so aussahen, und es hatte nie etwas Gutes verheißen.

»Wie kann ich Ihnen helfen?«, sagte er, schüttelte Fudge ganz kurz die Hand und wies auf den härtesten Stuhl vor seinem Schreibtisch.

»Weiß nicht so recht, wo ich anfangen soll«, murmelte Fudge, zog den Stuhl heran, setzte sich und legte den grünen Bowler auf seine Knie. »Was für eine Woche, was für eine Woche ...«

»Ihre war also auch schlecht?«, fragte der Premierminister steif und hoffte damit zum Ausdruck zu bringen, er habe auch ohne Fudges Zutun schon genug am Hals.

»Ja, natürlich«, sagte Fudge, rieb sich erschöpft die Augen und blickte den Premierminister verdrießlich an. »Ich hatte die gleiche Woche wie Sie, Premierminister. Die Brockdale-Brücke ... die Morde an Bones und Vance ... ganz zu schweigen von dem Chaos im Südwesten ...«

»Sie – ähm – Sie – ich meine, Ihre Leute waren – zum Teil verwickelt in diese – diese Vorfälle, ja?«

Fudge fixierte den Premierminister mit einem ziemlich strengen Blick. »Natürlich waren sie das«, sagte er. »Ihnen ist sicher bewusst, was da vor sich geht?«

»Ich ...«, zögerte der Premierminister.

Genau diese Art von Auftreten war es, weswegen er Fudges Besuche so hasste. Immerhin war er der Premierminister und schätzte es nicht, wenn man ihm das Gefühl vermittelte, ein ahnungsloser Schuljunge zu sein. Doch so war es schon immer gewesen, seit seinem allerersten Treffen mit Fudge an seinem allerersten Abend als Premierminister. Er erinnerte sich daran,

als ob es gestern gewesen wäre, und wusste, dass es ihn bis an sein Lebensende verfolgen würde.

Er hatte allein in ebendiesem Büro gestanden und den Triumph ausgekostet, den er nach so vielen Jahren des Träumens und Intrigierens errungen hatte, als er ein Husten hinter sich hörte, genau wie heute Abend, worauf er sich umwandte und bemerkte, dass das hässliche kleine Porträt zu ihm sprach. Es verkündete, der Zaubereiminister werde in Kürze eintreffen und sich vorstellen.

Natürlich hatte er geglaubt, er wäre durch den langen Wahlkampf und die damit verbundene Anstrengung verrückt geworden. Es hatte ihn abgrundtief entsetzt, dass ein Porträt zu ihm sprach, doch das war nichts im Vergleich zu dem, was er empfand, als ein selbst ernannter Zauberer aus dem Kamin gehüpft kam und ihm die Hand schüttelte. Er hatte stumm zugehört, als Fudge ihm freundlich erklärte, dass es immer noch Hexen und Zauberer gebe, die überall auf der Welt im Geheimen lebten, und ihm mehrfach versicherte, er solle sich darüber nicht den Kopf zerbrechen, denn das Zaubereiministerium trage die Verantwortung für die ganze magische Gemeinschaft und werde verhindern, dass die nichtmagische Bevölkerung Wind von ihr bekomme. Dies sei, so Fudge, eine schwierige Arbeit, die allerlei umfasse, angefangen bei den Vorschriften zum verantwortungsvollen Gebrauch von Besen bis hin zur Kontrolle der Drachenpopulation (dem Premierminister fiel ein, dass er sich an dieser Stelle Halt suchend am Schreibtisch festgeklammert hatte). Fudge hatte dem immer noch sprachlosen Premierminister daraufhin väterlich auf die Schulter geklopft.

»Keine Sorge«, hatte er gesagt, »wahrscheinlich werden Sie mich nie wiedersehen. Ich werde Sie nur belästigen, wenn bei uns etwas wirklich Ernstes vorfällt, etwas, das aller Voraussicht nach die Muggel beeinträchtigen wird – die nichtmagische Bevölkerung, sollte ich besser sagen. Ansonsten heißt es leben und leben lassen. Und ich muss sagen, Sie nehmen das viel besser auf als Ihr Vorgänger. Der hat versucht, mich aus dem Fens-

ter zu werfen, dachte, ich wäre ein übler Scherz, den die Opposition ausgeheckt hat.«

Da hatte der Premierminister seine Stimme endlich wieder gefunden.

»Sie – Sie sind also *kein* Scherz?«

Es war seine letzte, verzweifelte Hoffnung gewesen.

»Nein«, sagte Fudge liebenswürdig. »Nein, ich fürchte nicht. Sehen Sie.«

Und er hatte die Teetasse des Premierministers in eine Rennmaus verwandelt.

»Aber«, sagte der Premierminister atemlos, während er zusah, wie seine Teetasse eine Ecke seiner nächsten Rede annagte, »aber warum – hat mir keiner gesagt –?«

»Der Zaubereiminister oder die Zaubereiministerin zeigt sich nur dem jeweils amtierenden Premierminister der Muggel«, erwiderte Fudge und steckte seinen Zauberstab in sein Jackett zurück. »Wir halten dies für den besten Weg, die Geheimhaltung zu wahren.«

»Aber«, jammerte der Premierminister, »warum hat mich dann keiner meiner Vorgänger darauf hingewiesen –?«

Da hatte Fudge tatsächlich gelacht.

»Mein lieber Premierminister, werden *Sie* es jemals irgendjemandem sagen?«

Noch immer glucksend vor Lachen, hatte Fudge etwas Pulver in den Kamin geworfen, war in die smaragdgrünen Flammen gestiegen und mit einem zischenden Geräusch verschwunden. Der Premierminister hatte völlig reglos dagestanden und ihm war klar geworden, dass er es sein Leben lang nicht wagen würde, diese Begegnung auch nur einer Menschenseele gegenüber zu erwähnen, denn wer auf der ganzen weiten Welt würde ihm glauben?

Es hatte eine kleine Weile gedauert, bis der Schock nachließ. Eine Zeit lang hatte er versucht sich einzureden, dass Fudge tatsächlich eine Halluzination gewesen war, verursacht durch den Schlafmangel während seines zermürenden Wahlkampfes.

Vergeblich bemühte er sich, alle Erinnerungen an diese unangenehme Begegnung loszuwerden: Er schenkte die Rennmaus seiner entzückten Nichte und wies seinen Privatsekretär an, das Porträt des hässlichen kleinen Mannes, der Fudges Eintreffen angekündigt hatte, von der Wand zu nehmen. Zum Entsetzen des Premierministers stellte sich jedoch heraus, dass man das Porträt nicht entfernen konnte. Nachdem mehrere Schreiner, ein oder zwei Bauarbeiter, ein Kunsthistoriker und der Finanzminister allesamt erfolglos versucht hatten, es von der Wand zu stemmen, gab der Premierminister die Sache auf und beschloss, einfach darauf zu hoffen, dass das Ding für den Rest seiner Amtszeit reglos und stumm blieb. Gelegentlich hätte er schwören können, aus dem Augenwinkel zu sehen, wie der Bewohner des Gemäldes gähnte oder sich an der Nase kratzte, das eine oder andere Mal sogar einfach aus seinem Rahmen herausspazierte und nichts als ein Stück schlammbrauner Leinwand zurückließ. Doch hatte er sich angewöhnt, das Bild nicht allzu häufig anzuschauen und sich immer fest einzureden, seine Augen würden ihm einen Streich spielen, wenn so etwas geschah.

Vor drei Jahren dann, an einem ganz ähnlichen Abend wie heute, war der Premierminister allein in seinem Büro gewesen, als das Porträt erneut das baldige Eintreffen von Fudge angekündigt hatte, der daraufhin aus dem Kamin gestürzt war, klitschnass und in beträchtlicher Panik. Ehe der Premierminister fragen konnte, warum er den ganzen Axminsterteppich volltropfe, hatte Fudge schon angefangen, über ein Gefängnis zu faseln, von dem der Premierminister noch nie gehört hatte, über einen Mann namens »Serious« Black, über etwas, das wie Hogwarts klang, und über einen Jungen, der Harry Potter hieß, und nichts davon konnte der Premierminister auch nur im Entferntesten verstehen.

»... Ich komme gerade aus Askaban«, hatte Fudge gekeucht und eine Unmenge Wasser aus der Krempe seines Bowlers in seine Tasche gekippt. »Mitten in der Nordsee, wissen Sie, schrecklicher Flug ... die Dementoren sind in Aufruhr –«, er

schauderte, »– bei denen ist noch nie ein Ausbruch vorgekommen. Wie auch immer, ich musste Sie aufsuchen, Premierminister. Black ist ein bekannter Muggelmörder und plant womöglich, sich wieder Du-weißt-schon-wem anzuschließen ... aber natürlich, Sie wissen ja nicht mal, wer Du-weißt-schon-*wer* ist!« Er starrte den Premierminister einen Moment lang mutlos an, dann sagte er: »Nun, nehmen Sie Platz, nehmen Sie Platz, ich werde Ihnen am besten alles erklären ... trinken Sie einen Whisky ...«

Der Premierminister hatte sich ziemlich darüber geärgert, dass man ihn in seinem eigenen Büro aufforderte, Platz zu nehmen, und ihm obendrein noch seinen eigenen Whisky anbot, aber er setzte sich trotzdem. Fudge hatte seinen Zauberstab gezückt, zwei große Gläser voll bernsteinfarbener Flüssigkeit aus dem Nichts herbeigezaubert, eines davon dem Premierminister in die Hand geschoben und sich einen Stuhl herangezogen.

Fudge hatte länger als eine Stunde geredet. Einmal hatte er es nicht über sich gebracht, einen bestimmten Namen laut auszusprechen, und ihn stattdessen auf ein Stück Pergament geschrieben, das er dem Premierminister in die Hand ohne Whisky gedrückt hatte. Als Fudge endlich aufgestanden war, um zu gehen, war auch der Premierminister aufgestanden.

»Sie glauben also, dass ...«, er hatte auf den Namen in seiner linken Hand hinuntergeschielt, »Lord Vol–«

»*Er, dessen Name nicht genannt werden darf!*«, knurrte Fudge wütend.

»Verzeihung ... Sie glauben, dass Er, dessen Name nicht genannt werden darf, noch am Leben ist, richtig?«

»Nun, Dumbledore behauptet das«, sagte Fudge, während er seinen Nadelstreifenumhang unter dem Kinn festzurrt, »aber wir haben ihn nie gefunden. Wenn Sie mich fragen, ist er ungefährlich, solange er keine Unterstützung hat, daher sollten wir eher wegen Black beunruhigt sein. Sie werden diese Warnung also rausgeben? Bestens. Nun, ich hoffe, wir sehen uns nie wieder, Premierminister! Gute Nacht.«

Aber sie hatten sich wiedergesehen. Kaum ein Jahr später war ein zermürbt wirkender Fudge aus heiterem Himmel im Kabinettsaal erschienen, um dem Premierminister mitzuteilen, dass es bei der Weltmeisterschaft im Kwidditsch (oder zumindest hatte es so geklungen) einen Zwischenfall gegeben habe und dass mehrere Muggel darin »verwickelt« gewesen seien, doch der Premierminister solle sich keine Sorgen machen, die Tatsache, dass das Mal von Du-weißt-schon-wem wieder gesichtet worden sei, habe nichts zu bedeuten; Fudge war sicher, dass es sich um ein einmaliges Vorkommnis handle, und das Muggelverbindungsbüro sei gegenwärtig dabei, sämtliche Gedächtnismodifizierungen vorzunehmen.

»Oh, und was ich fast vergessen hätte«, hatte Fudge hinzugefügt. »Wir importieren gerade drei ausländische Drachen und eine Sphinx für das Trimagische Turnier, reine Formsache, aber die Abteilung zur Führung und Aufsicht Magischer Geschöpfe sagt mir, dass wir Sie laut Vorschrift informieren müssen, wenn wir hochgefährliche Geschöpfe ins Land holen.«

»Ich – was – *Drachen?*«, stotterte der Premierminister.

»Ja, drei Stück«, sagte Fudge. »Und eine Sphinx. Also dann, einen schönen Tag noch.«

Der Premierminister hatte sich an die Hoffnung geklammert, nach Drachen und Sphinxen könne es nicht mehr schlimmer kommen, aber nein. Kaum zwei Jahre später war Fudge schon wieder aus dem Feuer geplatzt, diesmal mit der Nachricht, es habe einen Massenausbruch aus Askaban gegeben.

»Einen *Massenausbruch?*«, hatte der Premierminister heiser wiederholt.

»Kein Grund zur Sorge, kein Grund zur Sorge!«, hatte Fudge, mit einem Fuß schon in den Flammen, gerufen. »Die haben wir im Nu wieder gefasst – dachte nur, Sie sollten es wissen!«

Und ehe der Premierminister »Halt, warten Sie einen Moment!« rufen konnte, war Fudge in einem grünen Funkenregen verschwunden.

Was immer die Presse und die Opposition behaupten moch-

ten, der Premierminister war kein dummer Mensch. Es war seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen, dass sie sich trotz Fudges Beteuerungen bei ihrem ersten Treffen inzwischen recht häufig sahen, und auch nicht, dass Fudge mit jedem Besuch nervöser wurde. Zwar dachte der Premierminister nicht besonders gerne über den Zaubereiminister nach (oder, wie er Fudge insgeheim immer nannte, den *anderen* Minister), doch musste er wohl befürchten, dass Fudge, wenn er das nächste Mal erschien, noch schrecklichere Nachrichten bringen würde. Deshalb war der Anblick, wie Fudge erneut aus dem Feuer trat, zerzaust und gereizt und ernsthaft überrascht, dass der Premierminister nicht genau wusste, warum er hier war, so ziemlich das Schlimmste, was im Verlauf dieser äußerst düsteren Woche passiert war.

»Woher sollte ich wissen, was in der – ähm – magischen Gemeinschaft vor sich geht?«, blaffte der Premierminister jetzt. »Ich habe ein Land zu führen und im Moment wahrhaft genug Sorgen, ohne –«

»Wir haben die gleichen Sorgen«, unterbrach ihn Fudge. »Die Brockdale-Brücke war nicht abgenutzt. Das war kein richtiger Hurrikan. Diese Morde waren nicht das Werk von Muggeln. Und Herbert Chorleys Familie wäre sicherer ohne ihn. Wir treffen im Augenblick Vorbereitungen, ihn ins St.-Mungo-Hospital für Magische Krankheiten und Verletzungen zu verlegen. Die Überführung soll heute Nacht stattfinden.«

»Was wollen Sie ... ich fürchte, ich ... was?«, polterte der Premierminister.

Fudge machte einen langen, tiefen Atemzug und sagte: »Premierminister, ich bedaure sehr, Ihnen mitteilen zu müssen, dass er zurück ist. Er, dessen Name nicht genannt werden darf, ist zurück.«

»Zurück? Wenn Sie ›zurück‹ sagen ... lebt er? Ich meine –«

Der Premierminister zermarterte sich den Kopf nach Einzelheiten jener schrecklichen Unterhaltung vor drei Jahren, als Fudge ihm von dem Zauberer erzählt hatte, der mehr als alle anderen gefürchtet wurde, dem Zauberer, der tausend grau-

same Verbrechen begangen hatte, ehe er fünfzehn Jahre zuvor auf mysteriöse Weise verschwunden war.

»Ja, er lebt«, sagte Fudge. »Das heißt – ich weiß nicht – lebt ein Mensch, wenn er nicht getötet werden kann? Ich verstehe es nicht ganz, und Dumbledore will es mir nicht richtig erklären – aber wie auch immer, fest steht, dass er einen Körper besitzt und herumläuft und redet und tötet, also gehe ich davon aus, was unser Gespräch hier anbelangt – ja, er lebt.«

Der Premierminister wusste nicht, was er dazu sagen sollte, doch seine hartnäckige Gewohnheit, über jedes angesprochene Thema wohlinformiert wirken zu wollen, bewog ihn, sich alle Details in Erinnerung zu rufen, die er von ihren früheren Unterhaltungen noch im Gedächtnis hatte.

»Ist Serious Black bei – ähm – Ihm, dessen Name nicht genannt werden darf?«

»Black? Black?«, sagte Fudge zerstreut und drehte seinen Bowler rasch zwischen den Fingern. »Sirius Black, meinen Sie? Beim Barte des Merlin, nein. Black ist tot. Hat sich herausgestellt, dass wir uns – ähm – in Black geirrt haben. Er war am Ende doch unschuldig. Und mit Ihm, dessen Name nicht genannt werden darf, steckte er auch nicht unter einer Decke. Ich meine«, fügte er sich verteidigend hinzu und ließ den Bowler noch schneller kreisen, »alle Beweise deuteten darauf hin – wir hatten über fünfzig Augenzeugen –, aber egal, wie schon gesagt, er ist tot. Wurde ermordet, um genau zu sein. In den Räumen des Zaubereiministeriums. Es wird sogar eine Ermittlung geben ...«

Zu seiner großen Überraschung spürte der Premierminister in diesem Augenblick jäh eine Art Mitleid mit Fudge in sich aufwallen. Doch es verlösch gleich wieder, als er in einem Anflug von Selbstgefälligkeit daran dachte, dass er zwar auf dem Gebiet des Materialisierens aus Kaminen nicht mithalten konnte, dass aber nie ein Mord in einem Ministerium passiert war, das *seiner* Verantwortung unterlag ... noch nicht jedenfalls ...

Während der Premierminister verstohlen das Holz seines

Schreibtischs berührte, fuhr Fudge fort: »Aber Black ist jetzt passé. Die Sache ist die, wir befinden uns in einem Krieg, Premierminister, und wir müssen Maßnahmen ergreifen.«

»In einem Krieg?«, wiederholte der Premierminister nervös. »Ist das nicht ein wenig übertrieben?«

»Er, dessen Name nicht genannt werden darf, hat inzwischen seine Anhänger um sich geschart, die im Januar aus Askaban geflohen sind«, sagte Fudge, der nun immer schneller sprach und seinen Bowler so rasch herumwirbeln ließ, dass er nur noch eine limonengrüne Schliere war. »Seit sie aus ihrem Versteck gekommen sind, verbreiten sie Angst und Schrecken. Die Brockdale-Brücke – das war er, Premierminister, er hat mit einem Massenmord an Muggeln gedroht, wenn ich ihm den Weg nicht frei mache und –«

»Unfassbar! Also ist es *Ihre* Schuld, dass diese Menschen umgekommen sind und ich Fragen über verrostete Spannseile und korrodierte Dehnungsfugen und was weiß ich noch beantworten muss!«, erwiderte der Premierminister wütend.

»*Meine* Schuld!«, sagte Fudge und wurde rot im Gesicht. »Wollen Sie etwa sagen, Sie hätten bei einer derartigen Erpressung klein beigegeben?«

»Möglicherweise nicht«, sagte der Premierminister, erhob sich und schritt im Raum umher, »aber ich hätte all meine Kräfte darauf verwandt, den Erpresser zu fangen, ehe er eine solche Gräueltat verübt!«

»Glauben Sie wirklich, ich hätte nicht bereits jede Anstrengung unternommen?«, entgegnete Fudge erhitzt. »Sämtliche Auroren des Ministeriums haben versucht – und versuchen immer noch –, ihn zu finden und seine Anhänger auszuheben, aber wir reden hier zufällig über einen der mächtigsten Zauberer aller Zeiten, einen Zauberer, der fast drei Jahrzehnte lang einer Gefangennahme entkommen ist!«

»Sie werden mir also vermutlich sagen, dass er auch den Hurrikan im Südwesten des Landes verursacht hat?«, bemerkte der Premierminister, der mit jedem Schritt, den er machte,

immer wütender wurde. Es war zum Verzweifeln, da hatte er die Ursache all dieser schrecklichen Katastrophen entdeckt und konnte sie nicht in der Öffentlichkeit verkünden; das war fast noch schlimmer, als wenn doch die Regierung daran schuld gewesen wäre.

»Es war kein Hurrikan«, sagte Fudge unglücklich.

»Ich bitte Sie!«, bellte der Premierminister und stampfte nun heftig auf und ab. »Entwurzelte Bäume, abgedeckte Dächer, umgeknickte Laternenpfähle, fürchterliche Verletzungen –«

»Das waren die Todesser«, sagte Fudge. »Die Anhänger des Unnennbaren. Und ... und wir vermuten, dass auch Riesen beteiligt waren.«

Der Premierminister blieb abrupt stehen, als ob er gegen eine unsichtbare Wand geprallt wäre.

»Wer soll beteiligt gewesen sein?«

Fudge verzog das Gesicht. »Das letzte Mal hat er Riesen eingesetzt, als er große Wirkung erzielen wollte. Das Desinformationsbüro arbeitet bereits rund um die Uhr, wir hatten Vergissmich-Teams im Einsatz, die versucht haben, die Gedächtnisse aller Muggel zu verändern, die gesehen haben, was wirklich passiert ist, fast unsere gesamte Abteilung zur Führung und Aufsicht Magischer Geschöpfe rennt in Somerset herum, aber wir können den Riesen nicht finden – es ist eine Katastrophe.«

»Was Sie nicht sagen!«, erwiderte der Premierminister wütend.

»Ich will nicht bestreiten, dass die Stimmung im Ministerium ziemlich schlecht ist«, sagte Fudge. »Erst diese ganze Geschichte, und dann haben wir auch noch Amelia Bones verloren.«

»Wen verloren?«

»Amelia Bones. Leiterin der Abteilung für Magische Strafverfolgung. Wir glauben, Er, dessen Name nicht genannt werden darf, könnte sie selbst ermordet haben, weil sie eine sehr begabte Hexe war und – und alles darauf hindeutete, dass sie sich mit ihrem Mörder einen richtigen Kampf geliefert hat.«

Fudge räusperte sich und musste sich offenbar zwingen, damit aufzuhören, den Bowler im Kreis herumzudrehen.

»Aber dieser Mord ging durch die Zeitungen«, sagte der Premierminister, einen Moment lang von seiner Wut abgelenkt. »Durch *unsere* Zeitungen. Amelia Bones ... es hieß nur, sie sei eine Frau mittleren Alters gewesen, die allein gelebt habe. Es war ein – ein grausiger Mord, nicht wahr? Er hat ziemliches Aufsehen erregt. Die Polizei steht vor einem Rätsel, wissen Sie.«

Fudge seufzte. »Nun, das ist kein Wunder. Sie wurde in einem Raum umgebracht, der von innen verschlossen war, nicht wahr? Wir hingegen wissen genau, wer es getan hat, auch wenn uns das nicht weiterhilft, ihn zu fangen. Und dann war da noch Emmeline Vance, möglicherweise haben Sie nichts davon gehört –«

»O doch, das habe ich sehr wohl!«, sagte der Premierminister. »Es ist zufällig gerade hier um die Ecke passiert. Das war ein gefundenes Fressen für die Zeitungen: UNTERGANG VON RECHT UND ORDNUNG IM HINTERHOF DES PREMIERMINISTERS –«

»Und als ob das alles nicht genug wäre«, sagte Fudge, der dem Premierminister kaum zuhörte, »wimmelt es auch noch überall von Dementoren, die wahllos Leute überfallen ...«

In glücklicheren Tagen wäre dieser Satz dem Premierminister unverständlich gewesen, doch inzwischen war er klüger geworden.

»Ich dachte, die Dementoren bewachen die Gefangenen von Askaban?«, sagte er vorsichtig.

»Das war früher so«, antwortete Fudge matt. »Aber heute nicht mehr. Sie haben das Gefängnis verlassen und sich Ihm, dessen Name nicht genannt werden darf, angeschlossen. Ein schwerer Schlag, das will ich nicht leugnen.«

»Aber«, sagte der Premierminister und ihm dämmerte etwas Grauensvolles, »haben Sie nicht gesagt, dass das die Wesen sind, die Hoffnung und Glück aus den Menschen herausaugen?«

»Richtig. Und sie brüten Nachkommen aus. Das verursacht diesen ganzen Nebel.«

Der Premierminister sank mit weichen Knien auf den nächsten Stuhl. Bei der Vorstellung, unsichtbare Wesen schwebten durch Stadt und Land und verbreiteten Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit unter seinen Wählern, wurde ihm ganz schwach zumute.

»Nun hören Sie mal, Fudge – Sie müssen etwas unternehmen! Sie als Zaubereiminister tragen die Verantwortung!«

»Mein lieber Premierminister, Sie glauben doch wohl nicht im Ernst, dass ich nach alldem immer noch Zaubereiminister bin? Ich wurde vor drei Tagen entlassen! Die gesamte Zauberergemeinschaft hat zwei Wochen lang lauthals meinen Rücktritt verlangt. So einig habe ich sie in meiner ganzen Amtszeit nicht erlebt!«, sagte Fudge und versuchte tapfer ein Lächeln zustande zu bringen.

Dem Premierminister fehlten vorübergehend die Worte. Trotz seiner Entrüstung über die Lage, in die er versetzt worden war, empfand er immer noch einiges Mitgefühl für den abgezehrt wirkenden Mann, der ihm gegenüber saß.

»Es tut mir sehr leid«, sagte er schließlich. »Gibt es etwas, das ich tun kann?«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen, Premierminister, aber ich wüsste nicht, was. Man hat mich heute Abend hierhergeschickt, um Sie über die jüngsten Ereignisse zu informieren und Sie meinem Nachfolger vorzustellen. Ich dachte eigentlich, er müsste inzwischen hier sein, aber natürlich ist er im Augenblick, da so viel passiert, sehr beschäftigt.«

Fudge blickte sich zu dem Porträt des hässlichen kleinen Mannes mit der langen silbernen Lockenperücke um, der mit der Spitze eines Federkiels in seinem Ohr bohrte.

Das Porträt erwiderte Fudges Blick und sagte: »Er wird gleich da sein, er schreibt nur noch einen Brief an Dumbledore zu Ende.«

»Da wünsche ich ihm viel Glück«, sagte Fudge und klang zum ersten Mal bitter. »Ich habe Dumbledore in den letzten beiden Wochen zweimal täglich geschrieben, aber er rührt sich

nicht von der Stelle. Wenn er nur bereit gewesen wäre, den Jungen zu überreden, dann wäre ich vielleicht nach wie vor ... Nun, vielleicht hat Scrimgeour mehr Erfolg.«

Fudge verfiel in ein offensichtlich gekränktes Schweigen, doch es wurde fast im selben Moment von dem Porträt unterbrochen, das sich plötzlich mit seiner forschenden, offiziellen Stimme zu Wort meldete.

»An den Premierminister der Muggel. Treffen erbeten. Dringend. Bitte sofortige Antwort. Rufus Scrimgeour, Zaubereiminister.«

»Ja, ja, schon gut«, sagte der Premierminister zerstreut, und er zuckte kaum zusammen, als die Flammen im Rost sich erneut smaragdgrün verfärbten, aufzüngelten und einen zweiten rotierenden Zauberer in ihrer Mitte offenbarten, den sie wenig später auf den alten Teppich spuckten. Fudge erhob sich und der Premierminister tat es ihm nach kurzem Zögern nach und beobachtete, wie der Neuankömmling sich aufrichtete, den Staub von seinem langen schwarzen Umhang klopfte und sich umschaute.

Der erste, alberne Gedanke des Premierministers war, dass Rufus Scrimgeour im Grunde wie ein alter Löwe aussah. Er hatte graue Strähnen in seiner gelbbraunen Haarmähne und in seinen buschigen Augenbrauen; die gelblichen Augen hinter den Gläsern seiner Drahtbrille waren wachsam und obwohl er leicht hinkte, bewegte er sich mit einer geschmeidigen, federnden Anmut. Man hatte sofort den Eindruck von Scharfsinn und Zähigkeit; der Premierminister konnte gut verstehen, warum die Zauberergemeinschaft in diesen gefährlichen Zeiten lieber Scrimgeour als Fudge als Anführer haben wollte.

»Guten Abend«, sagte der Premierminister höflich und streckte die Hand aus.

Scrimgeour nahm sie kurz, während seine Augen den Raum absuchten, dann zog er einen Zauberstab aus seinem Umhang hervor.

»Fudge hat Ihnen alles erzählt?«, fragte er, schritt hinüber zur

Tür und tippte mit dem Zauberstab gegen das Schlüsselloch. Der Premierminister hörte das Schloss klicken.

»Äh – ja«, sagte der Premierminister. »Und wenn Sie nichts dagegen haben, wäre es mir lieber, wenn diese Tür unverschlossen bliebe.«

»Mir wäre es lieber, nicht unterbrochen zu werden«, entgegnete Scrimgeour schroff. »Oder beobachtet«, fügte er hinzu und richtete seinen Zauberstab auf die Fenster, worauf die Vorhänge über ihnen zuwehten. »Nun denn, ich bin sehr beschäftigt, kommen wir also zur Sache. Als Erstes müssen wir uns über Ihre Sicherheit unterhalten.«

Der Premierminister richtete sich zu seiner vollen Größe auf und erwiderte: »Ich bin gänzlich zufrieden mit den Sicherheitsvorkehrungen, die bereits für mich getroffen wurden, vielen herzlichen –«

»Nun, wir sind es nicht«, unterbrach Scrimgeour ihn. »Es würde für die Muggel übel aussehen, wenn ihr Premierminister unter den Imperius-Fluch geriete. Der neue Sekretär in Ihrem Vorzimmer –«

»Ich werde Shacklebolt auf keinen Fall entlassen, falls Sie das meinen!«, sagte der Premierminister hitzig. »Er ist äußerst effizient, schafft doppelt so viel Arbeit wie all die anderen –«

»Das liegt daran, dass er ein Zauberer ist«, sagte Scrimgeour ohne die Spur eines Lächelns. »Ein bestens ausgebildeter Auror, der Ihnen zu Ihrem Schutz zugeteilt wurde.«

»Moment mal!«, protestierte der Premierminister. »Sie können nicht einfach Ihre Leute in mein Büro setzen, ich entscheide, wer für mich arbeitet –«

»Ich dachte, Sie wären zufrieden mit Shacklebolt?«, erwiderte Scrimgeour kühl.

»Das bin ich – beziehungsweise das war ich –«

»Dann gibt es doch kein Problem, oder?«, sagte Scrimgeour.

»Ich ... na ja, solange Shacklebolt weiterhin ... ähm ... hervorragend arbeitet«, sagte der Premierminister matt, doch Scrimgeour schien ihn kaum zu hören.

»Nun, was Herbert Chorley betrifft – Ihren Juniorminister«, fuhr er fort. »Den Mann, der die Öffentlichkeit amüsiert hat, indem er eine Ente nachahmte.«

»Was ist mit ihm?«, fragte der Premierminister.

»Offenbar ist das die Reaktion auf einen schlecht ausgeführten Imperius-Fluch«, sagte Scrimgeour. »Das hat ihn verwirrt, aber er könnte immer noch gefährlich sein.«

»Er quakt doch nur!«, sagte der Premierminister schwach. »Ein wenig Ruhe, dann wird er sicher ... vielleicht ein paar Gläschen weniger ...«

»Eine Gruppe von Heilern aus dem St.-Mungo-Hospital für Magische Krankheiten und Verletzungen untersucht ihn gerade. Bis jetzt hat er versucht drei von ihnen zu erwürgen«, sagte Scrimgeour. »Ich halte es für das Beste, wenn wir ihn für eine Weile von der Muggelgesellschaft fernhalten.«

»Ich ... nun ... er wird sich doch wieder erholen, oder?«, fragte der Premierminister besorgt. Scrimgeour zuckte nur die Achseln und ging schon wieder zum Kamin zurück.

»Tja, das ist eigentlich alles, was ich zu sagen hatte. Ich werde Sie über die Entwicklungen auf dem Laufenden halten, Premierminister – das heißt, ich werde wahrscheinlich zu beschäftigt sein, um persönlich vorbeizukommen, aber dann schicke ich Fudge hierher. Er hat sich bereit erklärt, in beratender Funktion weiterzuarbeiten.«

Fudge versuchte zu lächeln, doch es gelang ihm nicht; er sah einfach nur aus, als hätte er Zahnweh. Scrimgeour kramte bereits in seiner Tasche nach dem mysteriösen Pulver, mit dem man Feuer grün färbte. Der Premierminister starrte die beiden einen Moment lang verzweifelt an, dann brachen die Worte, gegen die er den ganzen Abend angekämpft hatte, endlich aus ihm heraus.

»Aber um Himmels willen – Sie sind *Zauberer*! Sie können *zaubern*! Sie können doch sicher – na ja – *alles* in den Griff kriegen!«

Scrimgeour drehte sich langsam um und wechselte einen

ungläubigen Blick mit Fudge, der diesmal tatsächlich ein Lächeln hinbekam und freundlich sagte: »Das Problem ist, dass auch die andere Seite zaubern kann, Premierminister.«

Und damit traten die beiden Zauberer einer nach dem anderen in das hellgrüne Feuer und verschwanden.

SPINNER'S END

Viele Kilometer entfernt hing der kalte Nebel, der gegen die Fenster des Premierministers gedrückt hatte, über einem schmutzigen Fluss, der sich zwischen überwucherten und von Müll übersäten Ufern dahinschlängelte. Ein mächtiger Schornstein, Überbleibsel einer stillgelegten Fabrik, ragte in die Höhe, düster und unheilvoll. Außer dem Wispern des schwarzen Wassers war nichts zu hören, und es gab keine Spur von Leben außer einem mageren Fuchs, der sich die Uferböschung hinuntergeschlichen hatte, um erwartungsvoll ein altes Fish-and-Chips-Papier im hohen Gras zu beschnupern.

Doch dann tauchte mit einem ganz leisen *Plopp* aus dem Nichts eine schlanke Gestalt mit Kapuze am Flussufer auf. Der Fuchs erstarrte, die wachsamten Augen auf diese seltsame neue Erscheinung gerichtet. Die Gestalt orientierte sich offenbar kurz, dann ging sie mit leichten, raschen Schritten davon, wobei ihr langer Umhang über das Gras raschelte.

Mit einem zweiten und lauterem *Plopp* erschien eine weitere Gestalt mit Kapuze.

»Warte!«

Der barsche Ruf erschreckte den Fuchs, der jetzt fast flach im Gestrüpp kauerte. Er sprang aus seinem Versteck hervor und die Böschung hoch. Ein grüner Lichtblitz, ein Jaulen, und der Fuchs fiel wieder zu Boden, er war tot.

Die zweite Gestalt drehte das Tier mit der Fußspitze um.

»Nur ein Fuchs«, sagte eine Frauenstimme unter der Kapuze abfällig. »Ich dachte, es wär vielleicht ein Auror – Zissy, warte!«

Doch die, hinter der sie herlief, hatte nur kurz innegehalten

und zu dem Lichtblitz zurückgeblickt und kletterte nun schon die Böschung hoch, die der Fuchs eben hinuntergefallen war.

»Zissy – Narzissa – hör mir zu –«

Die zweite Frau holte die erste ein und packte sie am Arm, doch die andere riss sich los.

»Geh zurück, Bella!«

»Du musst mir zuhören!«

»Ich habe zugehört! Ich habe mich entschieden! Lass mich in Ruhe!«

Die Frau namens Narzissa hatte den oberen Rand der Böschung erklommen, wo ein alter Gitterzaun den Fluss von einer schmalen Pflasterstraße trennte. Die andere Frau, Bella, folgte ihr auf dem Fuß. Nebeneinander standen sie da und blickten über die Straße auf zahlreiche Reihen verfallener Backsteinhäuser, deren Fenster in der Dunkelheit stumpf und blind schienen.

»Hier lebt er?«, fragte Bella in verächtlichem Ton. »Hier? In dieser Muggelkloake? Wir sind wahrscheinlich die Ersten unserer Art, die jemals den Fuß –«

Aber Narzissa hörte nicht zu. Sie war durch eine Lücke in dem rostigen Gitter geschlüpft und eilte bereits über die Straße.

»Zissy, warte!«

Bella folgte ihr mit flatterndem Umhang und sah, wie Narzissa durch eine Gasse zwischen den Häusern in eine zweite, ganz ähnliche Straße huschte. Einige der Straßenlaternen waren kaputt; die beiden Frauen rannten zwischen hell erleuchteten Stellen und tiefer Dunkelheit dahin. Die Verfolgerin holte ihre Beute ein, als die gerade um eine weitere Ecke bog, und diesmal schaffte sie es, sie am Arm zu packen und herumzureißen, sodass sie einander ins Gesicht sahen.

»Zissy, das darfst du nicht tun, du kannst ihm nicht vertrauen –«

»Der Dunkle Lord vertraut ihm, oder etwa nicht?«

»Der Dunkle Lord ... täuscht sich ... glaube ich«, keuchte Bella, und ihre Augen leuchteten kurz unter ihrer Kapuze auf,

als sie sich prüfend umblickte, um zu sehen, ob sie auch wirklich allein waren. »Jedenfalls hat man uns befohlen, mit niemandem über den Plan zu sprechen. Das ist ein Verrat am Dunklen Lord und –«

»Lass mich los, Bella!«, fauchte Narzissa, zog einen Zauberstab unter ihrem Umhang hervor und hielt ihn der anderen drohend vors Gesicht. Bella lachte nur.

»Zissy, deine eigene Schwester? Das würdest du nicht –«

»Es gibt nichts mehr, was ich nicht tun würde!«, hauchte Narzissa mit einem Anflug von Hysterie in der Stimme, und als sie den Zauberstab wie ein Messer nach unten stieß, flammte abermals ein Lichtblitz auf. Bella ließ den Arm ihrer Schwester los, als hätte sie sich verbrannt.

»Narzissa!«

Aber Narzissa war schon weitergeeilt. Ihre Verfolgerin rieb sich die Hand und setzte ihr nach, hielt nun jedoch Abstand, während sie immer tiefer in das verlassene Labyrinth der Backsteinhäuser eindringen. Endlich hastete Narzissa durch eine Straße namens Spinner's End, über der wie ein riesiger mahrender Finger der gewaltige Fabrikschornstein zu schweben schien. Ihre Schritte hallten auf dem Pflaster, als sie an zugenagelten und zerbrochenen Fenstern vorbeilief, bis sie das allerletzte Haus erreichte, wo schwaches Licht durch die Vorhänge eines Raums im Erdgeschoss schimmerte.

Noch ehe Bella sie leise fluchend eingeholt hatte, hatte sie an die Tür geklopft. Gemeinsam standen sie da und warteten, leicht keuchend, und atmeten den Geruch des schmutzigen Flusses ein, den die nächtliche Brise zu ihnen herüberwehte. Nach ein paar Sekunden hörten sie ein Geräusch hinter der Tür und sie öffnete sich einen Spaltbreit. Ein schmales Stück von einem Mann war zu sehen, der zu ihnen herausspähte, einem Mann mit langem schwarzem Haar, das ihm wie ein Vorhang um sein fahles Gesicht mit den schwarzen Augen fiel.

Narzissa warf ihre Kapuze in den Nacken. Sie war so blass,

dass sie in der Dunkelheit zu leuchten schien; mit ihrem langen blonden Haar, das ihr bis auf den Rücken wallte, sah sie aus wie eine Ertrunkene.

»Narzissa!«, sagte der Mann und öffnete die Tür etwas weiter, sodass das Licht auf sie und auch auf ihre Schwester fiel.

»Welch angenehme Überraschung!«

»Severus«, flüsterte sie angestrengt. »Kann ich dich sprechen? Es ist dringend.«

»Aber natürlich.«

Er trat zurück, um sie an sich vorbei ins Haus zu lassen. Ihre Schwester, noch immer in die Kapuze gehüllt, folgte ihr unaufgefordert.

»Snape«, sagte sie barsch, als sie an ihm vorbeiging.

»Bellatrix«, antwortete er, und sein schmaler Mund verzog sich zu einem leicht spöttischen Lächeln, während er die Tür hinter ihnen zuschnappen ließ.

Sie gelangten sogleich in ein kleines Wohnzimmer, das den Eindruck einer finsternen Gummizelle machte. Die Wände waren vollständig mit Büchern bedeckt, die größtenteils alte schwarze oder braune Ledereinbände hatten; ein zerschlissenes Sofa, ein alter Sessel und ein wackeliger Tisch standen dicht beieinander im trüben Lichtkegel einer Lampe, die von der Decke hing und in der eine Kerze steckte. Der Raum wirkte vernachlässigt, als ob er normalerweise nicht bewohnt würde.

Snape wies Narzissa in Richtung Sofa. Sie warf ihren Umhang ab, legte ihn beiseite, setzte sich und starrte auf ihre weißen zitternden Hände, die sie in ihrem Schoß verschränkt hatte. Bellatrix schob ganz langsam ihre Kapuze zurück. Sie war so dunkel, wie ihre Schwester hellhaarig war, hatte schwere Augenlider und ein kräftiges Kinn. Sie blickte unverwandt auf Snape, während sie zu Narzissa hinüberging und sich hinter sie stellte.

»So, was kann ich für euch tun?«, fragte Snape und setzte sich in den Sessel den beiden Schwestern gegenüber.

»Wir ... wir sind allein, nicht wahr?«, fragte Narzissa leise.

»Ja, natürlich. Nun, Wurmchwanz ist hier, aber Ungeziefer zählt nicht, oder?«

Er richtete den Zauberstab auf die Bücherwand hinter sich, und mit einem Knall flog eine verborgene Tür auf und eine schmale Treppe wurde sichtbar, auf der ein kleiner Mann wie versteinert stand.

»Wie du zweifellos bemerkt hast, Wurmchwanz, haben wir Gäste«, sagte Snape träge.

Der Mann kroch mit buckligem Rücken die letzten paar Stufen herunter und betrat das Zimmer. Er hatte kleine, wässrige Augen, eine spitze Nase und zeigte ein unangenehmes affektier-tes Grinsen. Seine linke Hand streichelte die rechte, die aussah, als wäre sie in einen hellen silbernen Handschuh gehüllt.

»Narzissa«, sagte er mit quiekender Stimme, »und Bellatrix! Wie reizend –«

»Wurmchwanz wird uns etwas zu trinken bringen, wenn ihr mögt«, sagte Snape. »Und dann geht er in sein Zimmer zurück.«

Wurmchwanz zuckte zusammen, als hätte Snape etwas nach ihm geworfen.

»Ich bin nicht dein Diener!«, quiekte er, Snapes Blick ausweichend.

»Tatsächlich? Ich dachte eigentlich, der Dunkle Lord hätte dich hierhergeschickt, um mich zu unterstützen.«

»Unterstützen, ja – aber nicht, um dir Drinks zu machen und – und dein Haus zu putzen!«

»Ich hatte keine Ahnung, Wurmchwanz, dass du dich nach gefährlicheren Aufgaben sehnst«, sagte Snape aalglatt. »Das lässt sich ohne Weiteres arrangieren: Ich werde mit dem Dunklen Lord reden –«

»Ich kann selber mit ihm reden, wenn ich will!«

»Natürlich kannst du das«, sagte Snape höhnisch. »Aber vorher bringst du uns etwas zu trinken. Ein wenig Elfenwein wäre recht.«

Wurmchwanz zögerte einen Moment, er sah aus, als wollte

er widersprechen. Aber dann wandte er sich um und trat durch eine zweite verborgene Tür. Sie hörten etwas krachen und Gläser klirren. Sekunden später war er mit einem Tablett zurück, auf dem eine staubige Flasche und drei Gläser standen. Er stellte alles auf den wackeligen Tisch, huschte hastig davon und schlug die Tür mit den Büchern hinter sich zu.

Snape goss blutroten Wein in die drei Gläser und reichte zwei davon den beiden Schwestern. Narzissa bedankte sich leise, doch Bellatrix sagte nichts, sondern starrte Snape weiterhin finster an. Das schien ihn nicht aus der Fassung zu bringen; im Gegenteil, er wirkte eher amüsiert.

»Auf den Dunklen Lord«, sagte er, hob sein Glas und trank es aus.

Die Schwestern taten es ihm gleich. Snape füllte ihnen nach.

Als Narzissa ihr zweites Glas nahm, sagte sie hastig: »Severus, es tut mir leid, dass ich einfach so hierherkomme, aber ich musste dich sehen. Ich glaube, du bist der Einzige, der mir helfen kann –«

Snape gebot ihr mit erhobener Hand zu schweigen und richtete seinen Zauberstab erneut auf die verborgene Tür zur Treppe. Ein lautes Krachen und Kreischen ertönte, und dann hörte man, wie Wurmchwanz wieder die Treppe hinaufstolperte.

»Verzeihung«, sagte Snape. »Er hat sich in letzter Zeit angewöhnt, an Türen zu lauschen, ich weiß nicht, was das soll ... Was sagtest du gerade, Narzissa?«

Sie holte zitternd tief Luft und begann von Neuem.

»Severus, ich weiß, ich sollte nicht hier sein, mir wurde befohlen, niemandem etwas zu sagen, aber –«

»Dann solltest du den Mund halten!«, fauchte Bellatrix. »Vor allem in dieser Gesellschaft!«

»Dieser Gesellschaft?«, wiederholte Snape mit hämischem Grinsen. »Und was darf ich darunter verstehen, Bellatrix?«

»Dass ich dir nicht traue, Snape, wie du ganz genau weißt!«

Narzissa machte ein Geräusch, das wie ein trockenes

Schluchzen klang, und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Snape stellte sein Glas auf den Tisch, lehnte sich, die Hände auf den Sessellehnen, wieder zurück und lächelte in Bellatrix' finsternes Gesicht.

»Narzissa, ich denke, wir sollten uns anhören, was Bellatrix so dringend loswerden will; das wird uns lästige Unterbrechungen ersparen. Nun, weiter, Bellatrix«, sagte Snape. »Warum traust du mir nicht?«

»Aus tausend Gründen!«, sagte sie laut, trat hinter dem Sofa hervor und knallte ihr Glas auf den Tisch. »Wo soll ich anfangen? Wo warst du beim Sturz des Dunklen Lords? Warum hast du nie einen Versuch unternommen, ihn zu finden, als er verschwunden war? Was hast du all die Jahre getan, in denen du bei Dumbledore gehaust hast? Warum hast du den Dunklen Lord daran gehindert, sich den Stein der Weisen zu besorgen? Warum bist du nicht sofort zurückgekehrt, als der Dunkle Lord wiedergeboren wurde? Wo warst du vor einigen Wochen, als wir darum kämpften, die Prophezeiung für den Dunklen Lord zu beschaffen? Und warum, Snape, ist Harry Potter immer noch am Leben, wo er dir doch fünf Jahre lang auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war?«

Mit heftig wogender Brust und hochroten Wangen hielt sie inne. Hinter ihr saß Narzissa reglos, das Gesicht immer noch in den Händen verborgen.

Snape lächelte.

»Ehe ich dir antworte – o ja, Bellatrix, ich werde antworten! Du kannst meine Worte dann all den anderen übermitteln, die hinter meinem Rücken tuscheln und dem Dunklen Lord Lügenmärchen über meine Treulosigkeit auftischen! Aber wie gesagt, ehe ich dir antworte, will ich dir auch eine Frage stellen. Glaubst du wirklich, dass der Dunkle Lord mir nicht jede einzelne dieser Fragen gestellt hat? Und glaubst du wirklich, dass ich hier sitzen und mit dir sprechen würde, wenn ich ihm keine befriedigenden Antworten hätte geben können?«

Sie zögerte.

»Ich weiß, er glaubt dir, aber –«

»Du denkst, er täuscht sich? Oder ich hätte ihn irgendwie hinters Licht geführt? Den Dunklen Lord hereingelegt, den größten Zauberer, den begnadetsten Legilimentor, den die Welt je gesehen hat?«

Bellatrix sagte nichts, schien aber zum ersten Mal leicht verunsichert. Snape drang nicht weiter auf sie ein. Er nahm sein Weinglas, nippte daran und fuhr fort: »Du fragst, wo ich beim Sturz des Dunklen Lords war. Ich war dort, wo er mich hinbefohlen hatte, an der Hogwarts-Schule für Hexerei und Zaubererei, weil es sein Wunsch war, dass ich Albus Dumbledore ausspionierte. Ich vermute, du weißt, dass ich diesen Posten auf Befehl des Dunklen Lords annahm?«

Sie nickte kaum merklich und öffnete den Mund, aber Snape kam ihr zuvor.

»Du fragst, warum ich nicht versucht habe ihn zu finden, als er verschwunden war. Aus demselben Grund, aus dem auch Avery, Yaxley, die Carrows, Greyback, Lucius – er neigte den Kopf leicht zu Narzissa – »und viele andere nicht versucht haben ihn zu finden. Ich dachte, er wäre erledigt. Ich bin nicht stolz darauf, ich habe mich geirrt, aber so war es nun einmal ... Wenn er uns, die den Glauben damals verloren haben, nicht verziehen hätte, dann hätte er jetzt nur noch sehr wenige Anhänger.«

»Er hätte mich!«, sagte Bellatrix leidenschaftlich. »Mich, die für ihn viele Jahre in Askaban gesessen hat!«

»Ja, in der Tat, höchst bewundernswert«, sagte Snape und es klang gelangweilt. »Du hast ihm zwar im Gefängnis nicht sonderlich genützt, aber die Geste war zweifellos edel –«

»Geste!«, schrie Bellatrix; in ihrem Zorn wirkte sie fast irre. »Während ich die Dementoren ertragen musste, warst du in Hogwarts und hast es dir als Dumbledores Schoßhündchen bequem gemacht!«

»Nicht ganz«, sagte Snape gelassen. »Er wollte mir den Unterricht in Verteidigung gegen die dunklen Künste nämlich

nicht anvertrauen. Schien zu glauben, das könnte, ähm, einen Rückfall bewirken ... mich in Versuchung führen, wieder alte Gewohnheiten anzunehmen.«

»Das war also dein Opfer für den Dunklen Lord, dass du dein Lieblingsfach nicht unterrichtet hast?«, höhnte sie. »Warum bist du die ganze Zeit dortgeblieben, Snape? Um weiter Dumbledore auszuspionieren, für einen Herrn, den du tot glaubtest?«

»Wohl kaum«, sagte Snape, »obwohl der Dunkle Lord erfreut ist, dass ich meinen Posten nie verlassen habe: Als er zurückkam, konnte ich ihm Informationen über Dumbledore geben, die ich sechzehn Jahre lang gesammelt hatte, ein etwas nützlicheres Wiedersehensgeschenk als die endlosen Geschichten über das ungemütliche Askaban ...«

»Aber du bist geblieben –«

»Ja, Bellatrix, ich bin geblieben«, sagte Snape und zeigte zum ersten Mal einen Anflug von Ungeduld. »Ich hatte eine angenehme Arbeit, die ich einem Aufenthalt in Askaban vorzog. Sie haben damals die Todesser verfolgt, wie du weißt. Der Schutz, den Dumbledore mir gewährte, hat mich vor dem Gefängnis bewahrt, er kam mir sehr gelegen und ich nutzte ihn. Ich wiederhole: Der Dunkle Lord beschwert sich nicht, dass ich geblieben bin, deshalb verstehe ich nicht, warum du es tust.

Ich glaube, als Nächstes wolltest du wissen«, fuhr er rasch und mit leicht erhobener Stimme fort, da Bellatrix ihn allem Anschein nach unterbrechen wollte, »warum ich mich zwischen den Dunklen Lord und den Stein der Weisen gestellt habe. Das lässt sich leicht beantworten. Er wusste nicht, ob er mir trauen konnte. Er dachte wie du, dass ich mich von einem treuen Todesser in Dumbledores Handlanger verwandelt hätte. Er war in einem bedauernswerten Zustand, ganz schwach, und hatte sich im Körper eines mittelmäßigen Zauberers eingenistet. Er wagte es nicht, sich einem ehemaligen Verbündeten zu offenbaren, da dieser Verbündete ihn womöglich Dumbledore oder dem Ministerium ausliefern würde. Ich bedauere zutiefst, dass er mir nicht vertraute. Er hätte drei Jahre früher wieder Macht

erlangt. So sah ich nur, wie der gierige und nichtswürdige Quirell versuchte den Stein zu stehlen, und ich gebe zu, dass ich nach Kräften alles tat, um ihn daran zu hindern.«

Bellatrix' Mund verzog sich, als hätte sie eine bittere Medizin geschluckt.

»Aber du bist nicht zurückgekehrt, als er zurückkam, du bist nicht gleich zu ihm geflogen, als du gespürt hast, wie das Dunkle Mal brannte –«

»Stimmt. Ich kehrte zwei Stunden später zurück. Und zwar auf Dumbledores Befehl.«

»Auf Dumbledores –?«, begann sie in empörtem Ton.

»Denk nach!«, sagte Snape, erneut ungeduldig. »Denk nach! Indem ich zwei Stunden wartete, nur zwei Stunden, ermöglichte ich es mir, als Spion in Hogwarts zu bleiben! Indem ich Dumbledore im Glauben ließ, ich würde nur an die Seite des Dunklen Lords zurückkehren, weil Dumbledore es mir befohlen hatte, konnte ich nach wie vor Informationen über Dumbledore und den Orden des Phönix weitergeben! Überleg doch, Bellatrix: Das Dunkle Mal wurde monatelang immer stärker, ich wusste, dass seine Rückkehr kurz bevorstand, alle Todesser wussten das! Hätte ich nicht genügend Zeit gehabt, darüber nachzudenken, was ich tun wollte, meinen nächsten Schritt zu planen, zu fliehen, wie es Karkaroff tat?

Das anfängliche Missfallen des Dunklen Lords über meine Verspätung schwand ganz und gar, das kann ich dir versichern, als ich ihm erklärte, dass ich treu geblieben war, auch wenn Dumbledore meinte, ich sei auf seiner Seite. Ja, der Dunkle Lord dachte, ich hätte ihn für immer verlassen, doch er irrte sich.«

»Aber was hast du uns gebracht?«, höhnte Bellatrix. »Welche nützlichen Informationen haben wir von dir erhalten?«

»Meine Informationen wurden direkt dem Dunklen Lord übermittelt«, sagte Snape. »Wenn er dich nicht daran teilhaben lässt –«

»Er lässt mich an allem teilhaben!«, schoss Bellatrix wut-

entbrannt zurück. »Er nennt mich seine zuverlässigste, seine treueste –«

»Tatsächlich?«, sagte Snape und ließ mit gesenkter Stimme seine Zweifel durchklingen. »Macht er das *immer noch*, nach dem Fiasko im Ministerium?«

»Das war nicht meine Schuld!«, sagte Bellatrix errötend. »Der Dunkle Lord hat mir früher seine wertvollsten – wenn Lucius nicht –«

»Wag es nicht – *wag* es ja nicht, meinem Mann die Schuld zuzuschieben!«, sagte Narzissa mit leiser, vernichtender Stimme und sah zu ihrer Schwester auf.

»Es hat keinen Sinn, Schuld zuzuteilen«, sagte Snape ruhig. »Was geschehen ist, ist geschehen.«

»Aber du hast nichts getan!«, erwiderte Bellatrix zornig. »Nein, du warst wieder einmal nicht da, während wir anderen uns in Gefahr begaben, nicht wahr, Snape?«

»Mein Befehl lautete, im Hintergrund zu bleiben«, sagte Snape. »Stimmst du etwa nicht mit dem Dunklen Lord überein, glaubst du vielleicht, dass Dumbledore es nicht bemerkt hätte, wenn ich mich den Todessern angeschlossen hätte, um gegen den Orden des Phönix zu kämpfen? Und – verzeih mir – du sprichst von Gefahr ... ihr hattet es mit sechs Halbwüchsigen zu tun, oder?«

»Du weißt ganz genau, dass in kürzester Zeit der halbe Orden des Phönix zu ihnen stieß!«, fauchte Bellatrix. »Und wo wir schon beim Orden sind – behauptest du immer noch, du könntest nicht preisgeben, wo sich ihr Hauptquartier befindet?«

»Ich bin nicht der Geheimniswahrer, ich kann den Namen des Ortes nicht aussprechen. Du verstehst, wie der Zauber wirkt, nehme ich an? Der Dunkle Lord ist zufrieden mit den Informationen, die ich ihm über den Orden gegeben habe. Sie führten, wie du dir vielleicht denken kannst, vor Kurzem zur Gefangennahme und Ermordung von Emmeline Vance, und sie halfen zweifellos dabei, Sirius Black zu beseitigen, auch wenn ich voll und ganz anerkenne, dass du ihn endgültig erledigt hast.«

Er neigte den Kopf und prostete ihr zu. Ihre Miene blieb ernst.

»Du weichst meiner letzten Frage aus, Snape. Harry Potter. Du hättest ihn während der letzten fünf Jahre jederzeit töten können. Du hast es nicht getan. Warum?«

»Hast du über diese Angelegenheit mit dem Dunklen Lord gesprochen?«, fragte Snape.

»Er ... in letzter Zeit, wir ... ich frage *dich*, Snape!«

»Wenn ich Harry Potter ermordet hätte, dann hätte der Dunkle Lord sein Blut nicht benutzen können, um wieder zu Kräften zu kommen, um sich unbesiegbar zu machen –«

»Du behauptest, du hättest vorausgesehen, dass er den Jungen brauchen wird?«, höhnte sie.

»Das behaupte ich nicht; ich hatte keine Ahnung von seinen Plänen; ich habe doch schon zugegeben, dass ich den Dunklen Lord für tot hielt. Ich versuche nur zu erklären, warum der Dunkle Lord nicht bedauert, dass Potter überlebt hat, zumindest hat er es bis vor einem Jahr nicht getan ...«

»Aber warum hast du sein Leben verschont?«

»Hast du mich nicht verstanden? Es war nur Dumbledores Schutz, der mich vor Askaban bewahrte! Meinst du nicht auch, dass der Mord an seinem Lieblingsschüler ihn zu meinem Feind gemacht hätte? Aber das war nicht alles. Ich möchte dich daran erinnern, dass über Potter, als er zum ersten Mal nach Hogwarts kam, noch viele Geschichten im Umlauf waren, Gerüchte, wonach er selbst ein großer schwarzer Magier sei und deshalb den Angriff des Dunklen Lords überlebt habe. Tatsächlich glaubten viele von den alten Anhängern des Dunklen Lords, Potter wäre vielleicht ein neuer Anführer, dem wir uns alle wieder anschließen könnten. Ich war zugegebenermaßen neugierig und verspürte nicht die geringste Neigung, ihn zu ermorden, als er den Fuß in das Schloss setzte.

Natürlich wurde mir sehr schnell klar, dass er keinerlei außergewöhnliches Talent besaß. Er rettete sich aus einer Reihe brenzlicher Situationen mit einer einfachen Mischung aus schie-

rem Glück und recht begabten Freunden. Er ist in höchstem Grade mittelmäßig, allerdings genauso widerwärtig und selbstzufrieden wie schon sein Vater. Ich habe mein Möglichstes getan, dass man ihn aus Hogwarts wirft, wo er meiner Auffassung nach kaum hingehört, aber ihn zu töten oder zuzulassen, dass er vor meinen Augen getötet wird? Ich wäre ein Dummkopf gewesen, hätte ich es darauf ankommen lassen, solange Dumbledore unmittelbar in meiner Nähe war.«

»Und trotz allem sollen wir glauben, dass Dumbledore dich nie verdächtigt hat?«, fragte Bellatrix. »Er hat keine Ahnung, wem du wirklich treu bist, er vertraut dir immer noch blind?«

»Ich habe meine Rolle gut gespielt«, sagte Snape. »Und du vergisst Dumbledores größte Schwäche: Er muss immer das Beste von den Menschen glauben. Als ich kurz nach meiner Zeit als Todesser sein Mitarbeiter wurde, tischte ich ihm das Märchen auf, wie tief meine Reue sei, und er nahm mich mit offenen Armen auf – auch wenn er mich, wie gesagt, so gut er konnte von den dunklen Künsten fernhielt. Dumbledore war schon immer ein großer Zauberer – o ja, das war er« (denn Bellatrix hatte verächtlich geschnaubt), »der Dunkle Lord weiß darum. Ich freue mich aber, sagen zu können, dass Dumbledore alt wird. Das Duell mit dem Dunklen Lord im vergangenen Monat hat ihn mitgenommen. Er hat danach noch eine schwere Verletzung erlitten, weil seine Reaktionen langsamer sind als früher. Doch während all dieser Jahre hat er Severus Snape stets vertraut, und darin liegt mein großer Wert für den Dunklen Lord.«

Bellatrix wirkte immer noch unzufrieden, war aber offenbar nicht sicher, wie sie Snape am besten erneut angreifen konnte. Snape nutzte ihr Schweigen und wandte sich an ihre Schwester.

»Nun ... du bist gekommen, um mich um Hilfe zu bitten, Narzissa?«

Narzissa blickte mit verzweifelter Miene zu ihm auf.

»Ja, Severus. Ich – ich glaube, dass du der Einzige bist, der mir

helfen kann, ich habe sonst niemanden. Lucius ist im Gefängnis und ...«

Sie schloss die Augen und zwei große Tränen quollen unter ihren Lidern hervor.

»Der Dunkle Lord hat mir verboten, darüber zu sprechen«, fuhr Narzissa fort, die Augen noch immer geschlossen. »Er will, dass keiner von dem Plan erfährt. Er ist ... sehr geheim. Aber –«

»Wenn er es verboten hat, solltest du nicht darüber sprechen«, sagte Snape sofort. »Das Wort des Dunklen Lords ist Gesetz.«

Narzissa schnappte nach Luft, als ob er sie mit kaltem Wasser übergossen hätte. Bellatrix wirkte, zum ersten Mal seit sie das Haus betreten hatte, zufrieden.

»Da hast du's!«, sagte sie triumphierend zu ihrer Schwester. »Sogar Snape sagt es: Man hat dir befohlen, nicht zu reden, also sei still!«

Aber Snape war aufgestanden, ging zu dem kleinen Fenster, spähte durch die Vorhänge auf die verlassene Straße und zog sie ruckartig wieder zu. Er drehte sich zu Narzissa um und runzelte die Stirn.

»Zufällig weiß ich von dem Plan«, sagte er mit leiser Stimme. »Ich bin einer der wenigen, mit denen der Dunkle Lord darüber gesprochen hat. Dennoch, hätte ich das Geheimnis nicht gekannt, Narzissa, dann wärest du eines großen Verrats am Dunklen Lord schuldig geworden.«

»Ich dachte mir, dass du bestimmt davon weißt!«, sagte Narzissa und atmete jetzt freier. »Er hat so großes Vertrauen zu dir, Severus ...«

»Du weißt von dem Plan?«, sagte Bellatrix und der leichte Anflug von Zufriedenheit auf ihrem Gesicht wich einer empörten Miene. »Du weißt davon?«

»Gewiss«, sagte Snape. »Aber welche Hilfe verlangst du, Narzissa? Wenn du glaubst, ich könnte den Dunklen Lord überreden, es sich anders zu überlegen, kann ich dir, fürchte ich, keine Hoffnung machen, nicht die geringste.«

»Severus«, flüsterte sie und Tränen glitten ihr über die blauen Wangen. »Mein Sohn ... mein einziger Sohn ...«

»Draco sollte stolz sein«, sagte Bellatrix gleichgültig. »Der Dunkle Lord erweist ihm eine große Ehre. Und was man Draco zugutehalten kann: Er schrickt nicht vor seiner Pflicht zurück, er scheint froh über die Gelegenheit, sich zu beweisen, er brennt darauf –«

Narzissa begann heftig zu weinen und sah Snape dabei flehentlich an.

»Das liegt daran, dass er erst sechzehn ist und keine Ahnung hat, was ihm bevorsteht! Warum, Severus? Warum mein Sohn? Es ist zu gefährlich! Das ist die Rache für Lucius' Fehler, ich weiß es!«

Snape sagte nichts. Er drehte sich von ihr weg, als ob der Anblick ihrer Tränen anstößig wäre, doch er konnte nicht so tun, als würde er Narzissa nicht hören.

»Deshalb hat er Draco gewählt, nicht wahr?«, beharrte sie. »Um Lucius zu bestrafen?«

»Wenn es Draco gelingt«, sagte Snape, immer noch den Blick von ihr abgewandt, »wird ihm größere Ehre zuteilwerden als allen anderen.«

»Aber es wird ihm nicht gelingen!«, schluchzte Narzissa. »Wie könnte es, wenn der Dunkle Lord selbst –?«

Bellatrix stockte der Atem; Narzissa schien die Nerven zu verlieren.

»Ich wollte nur sagen ... dass es keinem bisher gelungen ist ... Severus ... bitte ... du bist, du warst immer Dracos Lieblingslehrer ... du bist Lucius' alter Freund ... ich bitte dich ... du genießt die Gunst des Dunklen Lords, bist sein vertrautester Berater ... wirst du mit ihm sprechen, ihn umstimmen –?«

»Der Dunkle Lord wird sich nicht umstimmen lassen, und ich bin nicht so dumm, es zu versuchen«, sagte Snape nachdrücklich. »Ich will nicht verhehlen, dass der Dunkle Lord wütend auf Lucius ist. Eigentlich trug Lucius die Verantwortung. Er ließ sich gefangen nehmen, zusammen mit was weiß

ich wie vielen anderen, und es gelang ihm auch nicht, die Prophezeiung zu beschaffen. Ja, der Dunkle Lord ist wütend, Narzissa, sehr wütend sogar.«

»Dann habe ich recht, er hat Draco zur Vergeltung gewählt!«, sagte Narzissa mit erstickter Stimme. »Er will nicht, dass es ihm gelingt, er will, dass er bei dem Versuch umkommt!«

Als Snape nichts erwiderte, schien Narzissa den letzten Rest an Selbstbeherrschung zu verlieren. Sie stand auf, taumelte auf Snape zu und packte ihn vorn am Umhang. Ihr Gesicht war seinem so nahe, dass ihre Tränen auf seine Brust fielen, und sie keuchte: »Du könntest es tun. *Du* könntest es anstelle von Draco tun, Severus. Dir würde es gelingen, natürlich würde es das, und er würde dich mehr als uns alle belohnen –«

Snape fasste sie an den Handgelenken und befreite sich von ihrem Griff. Er blickte hinab auf ihr tränenverschmiertes Gesicht und sagte langsam: »Er will, dass ich es am Ende tue, denke ich. Aber er hat beschlossen, dass Draco es zuerst versuchen muss. Sieh doch, wenn der unwahrscheinliche Fall eintritt, dass es Draco gelingt, kann ich noch ein wenig länger in Hogwarts bleiben und meine nützliche Rolle als Spion weiterspielen.«

»Mit anderen Worten, es ist ihm egal, ob Draco getötet wird!«

»Der Dunkle Lord ist sehr wütend«, wiederholte Snape leise. »Es ist ihm misslungen, die Prophezeiung zu hören. Du weißt genauso gut wie ich, Narzissa, dass er nicht so leicht vergibt.«

Sie brach zusammen, stürzte ihm zu Füßen und blieb schluchzend und klagend am Boden liegen.

»Mein einziger Sohn ... mein einziger Sohn ...«

»Du solltest stolz sein!«, sagte Bellatrix unbarmherzig. »Wenn ich Söhne hätte, würde ich sie gerne für den Dienst am Dunklen Lord hingeben!«

Narzissa stieß einen leisen Schrei der Verzweiflung aus und krallte die Hände in ihre langen blonden Haare. Snape bückte sich, packte sie an den Armen, hob sie hoch und bugsierte sie

zurück aufs Sofa. Dann schenkte er ihr Wein nach und drückte ihr das Glas in die Hand.

»Narzissa, es ist genug. Trink das. Hör mir zu.«

Sie beruhigte sich ein wenig, nahm zitternd ein Schlückchen und schüttete dabei Wein über sich.

»Es könnte sein ... dass ich Draco helfen kann.«

Sie setzte sich auf, das Gesicht weiß wie Papier, die Augen riesengroß.

»Severus – oh, Severus – du würdest ihm helfen? Würdest du auf ihn achtgeben, dafür sorgen, dass ihm nichts passiert?«

»Ich kann es versuchen.«

Sie stieß ihr Glas fort; es rutschte über den Tisch, während sie vom Sofa glitt und zu Snapes Füßen niederkniete, seine Hand mit ihren Händen umfasste und ihre Lippen daraufdrückte.

»Wenn du dabei bist und ihn beschützt ... Severus, wirst du mir das schwören? Wirst du den Unbrechbaren Schwur ablegen?«

»Den Unbrechbaren Schwur?« Snapes Miene war ausdruckslos, unentschlüsselbar; aber Bellatrix lachte gackernd und triumphierend auf.

»Hörst du nicht zu, Narzissa? O ja, er wird es *versuchen*, sicher ... die üblichen leeren Worte, wie gewohnt drückt er sich vor dem Handeln ... oh, auf Befehl des Dunklen Lords natürlich!«

Snape sah Bellatrix nicht an. Seine schwarzen Augen waren auf Narzissas blaue Augen gerichtet, die voller Tränen standen. Sie hielt noch immer seine Hand umklammert.

»Natürlich, Narzissa, ich werde den Unbrechbaren Schwur ablegen«, sagte er leise. »Vielleicht ist deine Schwester bereit, unseren Bund zu besiegen.«

Bellatrix klappte der Mund auf. Snape ließ sich Narzissa gegenüber auf die Knie sinken. Unter Bellatrix' erstaunten Blicken gaben sie sich die rechte Hand.

»Nimm deinen Zauberstab, Bellatrix«, sagte Snape kühl.

Sie zog ihn hervor, noch immer verblüfft.

»Und komm ein wenig näher«, sagte er.

Sie trat ein paar Schritte vor, sodass sie über ihnen stand, und legte die Spitze ihres Zauberstabs auf ihre verschränkten Hände.

Narzissa ergriff das Wort.

»Wirst du, Severus, über meinen Sohn Draco wachen, wenn er versucht die Wünsche des Dunklen Lords zu erfüllen?«

»Das werde ich«, sagte Snape.

Eine dünne leuchtende Flamme züngelte aus dem Zauberstab hervor und schlang sich wie ein rot glühender Draht um ihre Hände.

»Und wirst du ihn mit all deinen Kräften vor Gefahren schützen?«

»Das werde ich«, sagte Snape.

Eine zweite Flammenzunge schoss aus dem Zauberstab und verband sich mit der ersten zu einer feinen glühenden Kette.

»Und sollte es sich als notwendig erweisen ... wenn Draco zu scheitern droht ...«, flüsterte Narzissa (Snapes Hand zuckte in ihrer, doch er zog sie nicht zurück), »wirst du selbst die Tat ausführen, die der Dunkle Lord Draco anbefohlen hat?«

Ein Augenblick der Stille trat ein. Bellatrix beobachtete die beiden mit aufgerissenen Augen, den Zauberstab auf ihren verschränkten Händen.

»Das werde ich«, sagte Snape.

Bellatrix' verblüfftes Gesicht erglühte rot im Schein einer dritten Flammenzunge, die aus dem Zauberstab schoss, sich in die anderen flocht und sich dick um ihre verschränkten Hände wickelte, wie ein Tau, wie eine brennende Schlange.

WOLLEN UND NICHTWOLLEN

Harry Potter schnarchte laut. Er hatte fast vier Stunden lang auf einem Stuhl neben seinem Zimmerfenster gesessen und auf die Straße hinausgestarrt, die immer finsterer wurde, und schließlich war er eingeschlafen, das Gesicht seitlich gegen die kalte Fensterscheibe gepresst, die Brille schief auf der Nase und den Mund weit offen. Der trübe Beschlag, den sein Atem auf dem Fenster hinterlassen hatte, glänzte in dem orangeroten Schein der Straßenlaterne draußen, und durch das künstliche Licht verlor sein Gesicht alle Farbe, sodass er unter seinem zerzausten schwarzen Haarschopf wie ein Gespenst aussah.

Überall im Zimmer waren diverse Habseligkeiten verstreut und dazu jede Menge Abfall. Eulenfedern, Apfelreste und Bonbonpapiere bedeckten den Fußboden, etliche Zauberbücher lagen wie Kraut und Rüben zwischen den verknäulten Umhängen auf seinem Bett, und in einem Lichtkegel auf seinem Schreibtisch herrschte ein Durcheinander von Zeitungen. Eine der Schlagzeilen verkündete sensationsheischend:

HARRY POTTER: DER AUERWÄHLTE?

Es sind nach wie vor Gerüchte im Umlauf über den jüngsten mysteriösen Vorfall im Zaubereiministerium, bei dem Er, dessen Name nicht genannt werden darf, erneut gesichtet wurde.

»Wir dürfen nicht darüber sprechen, stellen Sie mir keine Fragen«, sagte ein aufgeregter Vergissmich, der seinen Namen nicht angeben wollte, als er gestern Abend das Ministerium verließ.

Nichtsdestotrotz bestätigen hochrangige Quellen innerhalb des Ministeriums, dass der Vorfall sich hauptsächlich in der sagenumwobenen Halle der Prophezeiung abspielte.

Während Zauberersprecher des Ministeriums sich bislang weigern, auch nur die Existenz eines solchen Ortes zu bestätigen, sind immer mehr Mitglieder der Zauberergemeinschaft davon überzeugt, dass jene Todesser, die inzwischen Strafen wegen Hausfriedensbruch und versuchten Diebstahls in Askaban absitzen, dort eine Prophezeiung zu stehlen versuchten. Der Inhalt dieser Prophezeiung ist unbekannt, allerdings treten gehäuft Spekulationen auf, wonach sie Harry Potter betrifft, die einzige bekannte Person, die je den Todesfluch überlebt hat, und von dem man auch weiß, dass er in der fraglichen Nacht im Ministerium war. Manche gehen so weit, Potter als den »Auserwählten« zu bezeichnen. Sie glauben, dass die Prophezeiung ihn als den Einzigen benennt, der fähig sein wird, uns von Ihm, dessen Name nicht genannt werden darf, zu befreien. Wo sich die Prophezeiung gegenwärtig befindet, falls sie existiert, ist unbekannt, obwohl (Forts. Seite 2, Spalte 5)

Neben dieser Zeitung lag eine zweite. Sie trug die Schlagzeile:

SCRIMGEOUR NACHFOLGER VON FUDGE

Den größten Teil ihrer Titelseite beanspruchte das riesige Schwarz-Weiß-Foto eines Mannes mit einer üppigen Löwenmähne und einem ziemlich zerfurchten Gesicht. Das Bild bewegte sich – der Mann winkte zur Decke.

Rufus Scrimgeour, vormals Leiter des Aurorenbüros in der Abteilung für Magische Strafverfolgung, hat die Nachfolge von Cornelius Fudge als Zaubereiminister angetreten. Die Ernennung wurde von der Zauberergemeinschaft überwiegend mit Begeisterung aufgenommen, obwohl nur wenige Stunden nach der Amtsübernahme durch Scrimgeour Gerüchte aufkamen, es gebe einen Konflikt zwischen dem neuen Minister und Albus Dumbledore, dem jüngst wieder eingesetzten Großmeister des Zaubergamots.

Scrimgeours Sprecher räumten ein, dass er sofort nach der Übernahme des höchsten Amtes mit Dumbledore zusammengetroffen

*sei, wollten jedoch zu den erörterten Fragen keine Stellung nehmen.
Albus Dumbledore ist bekanntlich (Forts. Seite 3, Spalte 2)*

Links neben dieser Zeitung lag eine weitere, die so gefaltet war, dass ein Artikel mit der Überschrift »MINISTERIUM GARANTIERT SICHERHEIT DER SCHÜLER« zu sehen war.

Der gerade ernannte Zaubereiminister, Rufus Scrimgeour, sprach heute über die neuen, harten Maßnahmen seines Ministeriums, durch die den Schülern, die im Herbst an die Hogwarts-Schule für Hexerei und Zauberei zurückkehren werden, Sicherheit gewährleistet werden soll.

»Aus naheliegenden Gründen wird das Ministerium keine Einzelheiten seines strengen neuen Sicherheitsplans nennen«, sagte der Minister, ein Insider im Ministerium bestätigte jedoch, dass zu den Maßnahmen Abwehrzauber und Defensivbeschwörungen gehören, eine Reihe komplizierter Gegenflüche und eine kleine Sondereinheit von Auroren, die sich ausschließlich dem Schutz der Hogwarts-Schule widmen soll.

Die Mehrheit fühlt sich durch die harte Gangart des neuen Ministers in puncto Schülersicherheit offenbar beruhigt. Mrs Augusta Longbottom erklärte: »Mein Enkel Neville – übrigens ein guter Freund von Harry Potter, er hat im Juni an seiner Seite im Ministerium gegen die Todesser gekämpft und –

Doch der Rest des Berichts wurde von einem großen Vogelkäfig verdeckt, der auf der Zeitung stand. Im Käfig saß eine prächtige Schneeeule. Mit ihren bernsteinfarbenen Augen inspizierte sie gebieterisch das Zimmer, dabei drehte sie manchmal den Kopf und starrte ihren schnarchenden Herrn an. Das eine oder andere Mal klackerte sie ungeduldig mit dem Schnabel, aber Harry schlief so tief, dass er sie nicht hörte.

Ein großer Schrankkoffer stand genau in der Mitte des Zimmers. Sein Deckel war offen: Er wirkte erwartungsvoll, doch er war fast leer bis auf ein bisschen alte Unterwäsche, Süßigkeiten,

leere Tintenfüßer und zerbrochene Federn, die seinen Boden bedeckten. Neben ihm auf dem Fußboden lag ein violettes Merkblatt, auf dem die Worte prangten:

Herausgegeben im Auftrag des Zaubereiministeriums
**ZUM SCHUTZ IHRES HAUSES UND IHRER FAMILIE VOR
DEN DUNKLEN KRÄFTEN**

Die Zauberergemeinschaft wird gegenwärtig von einer Organisation bedroht, die sich die Todesser nennt. Die Beachtung der folgenden einfachen Sicherheitsrichtlinien wird Ihnen helfen, sich selbst, Ihre Familie und Ihr Haus vor Angriffen zu schützen.

- 1. Wir raten Ihnen, das Haus nicht allein zu verlassen.*
- 2. Besondere Vorsicht sollten Sie während der Nachtstunden walten lassen. Wann immer möglich, richten Sie es so ein, dass Ihre Reisen vor Einbruch der Dunkelheit beendet sind.*
- 3. Überprüfen Sie die Sicherheitsvorkehrungen rund um Ihr Haus und sorgen Sie dafür, dass sämtliche Familienmitglieder mit Notfallmaßnahmen wie Schild- und Desillusionierungszaubern vertraut sind sowie, im Falle von minderjährigen Familienmitgliedern, mit dem Seit-an-Seit-Apparieren.*
- 4. Stimmen Sie sich in Sicherheitsfragen mit engen Freunden und Verwandten ab, damit Sie Todesser, die sich mithilfe des Vielfalt-Tranks (siehe Seite 2) als andere ausgeben, erkennen können.*
- 5. Sollten Sie den Eindruck haben, dass ein Familienmitglied, Kollege, Freund oder Nachbar sich sonderbar verhält, wenden Sie sich sofort an das Magische Strafverfolgungskommando. Die betreffenden Personen stehen möglicherweise unter dem Imperius-Fluch (siehe Seite 4).*
- 6. Sollte das Dunkle Mal über einem Wohnhaus oder einem anderen Gebäude erscheinen, BETRETEN SIE ES NICHT, sondern wenden Sie sich unverzüglich an das Aurorenbüro.*
- 7. Nicht bestätigte Sichtungen lassen vermuten, dass die Todesser jetzt möglicherweise Inferi einsetzen (siehe Seite 10). Jegliche*

Sichtung eines Inferius, oder das Zusammentreffen mit einem solchen, ist UNVERZÜGLICH dem Ministerium zu melden.

Harry stöhnte im Schlaf, und sein Gesicht rutschte ein paar Zentimeter am Fenster hinunter, was seine Brille noch schief rückte, doch er wachte nicht auf. Ein Wecker, den Harry vor mehreren Jahren repariert hatte, tickte laut auf dem Fenstersims, er zeigte eine Minute vor elf. Daneben war ein Bogen Pergament zu sehen, den Harry locker in der Hand hielt, bedeckt mit feiner, schräger Schrift. Harry hatte diesen Brief, seit er vor drei Tagen eingetroffen war, so oft gelesen, dass er, obwohl er fest eingerollt angekommen war, jetzt ganz flach dalag.

*Lieber Harry,
wenn es dir passt, werde ich nächsten Freitag um elf Uhr abends
im Ligusterweg Nummer vier vorbeikommen, um dich zum Fuchsbau zu begleiten. Du bist eingeladen, den Rest deiner Schulferien
dort zu verbringen.
Wenn du einverstanden bist, wäre ich auch froh über deine Hilfe
in einer Angelegenheit, die ich hoffentlich auf dem Weg zum
Fuchsbau erledigen kann. Ich werde das genauer erklären, wenn
wir uns sehen.
Bitte schicke deine Antwort eulenwendend. In der Hoffnung, dich
Freitag zu sehen,
verbleibe ich mit herzlichen Grüßen
dein Albus Dumbledore*

Obwohl er dieses Schreiben bereits auswendig kannte, hatte Harry seit sieben Uhr an diesem Abend alle paar Minuten verstohlen daraufgeschaut, nachdem er am Zimmerfenster Stellung bezogen hatte, von wo aus man beide Enden des Ligusterwegs recht gut einsehen konnte. Er wusste, dass es sinnlos war, Dumbledores Worte immer wieder zu lesen. Harry hatte, wie gewünscht, sein »Ja« mit der Eule zurückgeschickt, die den Brief

gebracht hatte, und nun konnte er nichts weiter tun als warten: Entweder kam Dumbledore oder er kam nicht.

Aber gepackt hatte Harry nicht. Es schien ihm einfach zu schön, um wahr zu sein, dass er nach nur zwei Wochen von der Gesellschaft der Dursleys befreit werden sollte. Er wurde das Gefühl nicht los, irgendetwas würde schiefgehen – vielleicht war seine Antwort auf Dumbledores Brief verloren gegangen; Dumbledore wurde womöglich am Kommen gehindert und konnte ihn nicht abholen; vielleicht stammte der Brief am Ende gar nicht von Dumbledore, sondern war eine List oder ein Scherz oder eine Falle. Harry hatte es nicht über sich gebracht, schon alles einzupacken, um dann enttäuscht zu werden und wieder auspacken zu müssen. Das Einzige, was er für eine möglicherweise bevorstehende Reise unternommen hatte, war, seine Schneeeule Hedwig sicher in ihren Käfig zu sperren.

Der Minutenzeiger des Weckers erreichte die Zwölf, und genau in diesem Moment erlosch draußen vor dem Fenster die Straßenlaterne.

Harry erwachte, als wäre die plötzliche Dunkelheit ein Weckerläuten. Hastig rückte er seine Brille gerade und löste seine Wange von der Scheibe, drückte nun die Nase ans Fenster und spähte hinunter auf den Bürgersteig. Eine große Gestalt mit einem langen, wehenden Umhang kam den Gartenweg entlang.

Harry sprang auf, als hätte er einen elektrischen Schlag bekommen, stieß seinen Stuhl um und fing an, alles in seiner Reichweite vom Boden zu schnappen und in den Koffer zu schleudern. Gerade als er eine Garnitur Umhänge, zwei Zauberbücher und eine Packung Chips in hohem Bogen durchs Zimmer warf, läutete es an der Haustür.

Unten im Wohnzimmer rief sein Onkel Vernon: »Wer zum Teufel ist das, so spät in der Nacht?«

Harry erstarrte, ein Messingteleskop in der einen und ein Paar Turnschuhe in der anderen Hand. Er hatte völlig verges-

sen, den Dursleys zu sagen, dass Dumbledore vielleicht kommen würde. Panisch und zugleich dem Lachen nahe, kletterte er über den Koffer und riss gerade noch rechtzeitig die Tür auf, um eine tiefe Stimme sagen zu hören: »Guten Abend. Sie müssen Mr Dursley sein. Ich bin sicher, Harry hat Ihnen erzählt, dass ich ihn abholen komme?«

Harry sprang, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinunter, blieb jedoch, kurz bevor er unten war, schlagartig stehen, denn lange Erfahrung hatte ihn gelehrt, möglichst außerhalb der Reichweite seines Onkels zu bleiben. Dort im Eingang stand ein großer, dünner Mann mit hüftlangem silbernem Haar und Bart. Er hatte eine Halbmondbrille auf seiner Hakennase und trug einen langen schwarzen Reiseumhang und einen Spitzhut. Vernon Dursley, dessen Schnurrbart zwar schwarz, aber genauso buschig war wie der von Dumbledore und der einen braunroten Morgenmantel anhatte, starrte den Besucher an, als würde er seinen winzigen Augen nicht trauen.

»Wenn ich Ihre ungläubig verdutzte Miene richtig deute, hat Harry Ihnen *nicht* angekündigt, dass ich komme«, sagte Dumbledore freundlich. »Aber lassen Sie uns doch einfach annehmen, dass Sie mich herzlich in Ihr Haus eingeladen haben. In diesen schweren Zeiten ist es unklug, allzu lange auf Türrufen zu verweilen.«

Er trat flink über die Schwelle und schloss die Tür hinter sich.

»Es ist lange her, dass ich zum letzten Mal hier war«, sagte Dumbledore und sah über seine Hakennase auf Onkel Vernon hinab. »Ich muss sagen, Ihr Agapanthus gedeiht prächtig.«

Vernon Dursley sagte überhaupt nichts. Harry zweifelte nicht daran, dass er die Sprache wiederfinden würde, und zwar bald – die Ader, die an der Schläfe seines Onkels pulsierte, erreichte gerade den Gefahrenpunkt –, doch etwas an Dumbledore schien ihm zeitweilig den Atem geraubt zu haben. Vielleicht war es die Tatsache, dass seine Erscheinung so offenkundig die eines Zauberers war, aber es konnte auch sein, dass

sogar Onkel Vernon spürte, dass er hier einen Mann vor sich hatte, der sich wohl kaum schikanieren ließ.

»Ah, guten Abend, Harry«, sagte Dumbledore und blickte mit höchst zufriedener Miene durch seine Halbmondbrille zu ihm auf. »Bestens, bestens.«

Diese Worte schienen Onkel Vernon wach zu rütteln. Für ihn war es völlig klar, dass jeder, der bei Harrys Anblick »bestens« sagte, von ihm nie als gleichrangiger Mensch behandelt werden konnte.

»Ich will nicht unhöflich sein –«, begann er in einem Ton, der mit jeder Silbe Unhöflichkeit androhte.

»– aber leider kommt versehentliche Unhöflichkeit erschreckend häufig vor«, beendete Dumbledore den Satz mit ernster Stimme. »Am besten, Sie sagen gar nichts, guter Mann. Ah, und das muss Petunia sein.«

Die Küchentür war aufgegangen und Harrys Tante erschien mit Gummihandschuhen und einem Morgenrock über ihrem Nachthemd, offenbar gerade dabei, alle Küchenoberflächen vor dem Schlafengehen wie üblich noch mal kurz abzuwischen. Auf ihrem ziemlich pferdeartigen Gesicht stand das blanke Entsetzen.

»Albus Dumbledore«, sagte Dumbledore, als Onkel Vernon keine Vorstellung zustande brachte. »Wir haben ja schon miteinander korrespondiert.« Harry hielt das für eine komische Art, Tante Petunia daran zu erinnern, dass er ihr einmal einen explodierenden Brief geschickt hatte, aber Tante Petunia störte sich nicht an der Ausdrucksweise. »Und das muss Ihr Sohn Dudley sein?«

Dudley hatte in diesem Moment durch die Wohnzimmer-tür gelugt. Sein großer blonder Kopf, der aus dem gestreiften Kragen seines Pyjamas ragte, wirkte merkwürdig losgelöst von seinem Körper, sein Mund stand verblüfft und ängstlich offen. Dumbledore wartete einige Augenblicke, ob vielleicht einer von den Dursleys etwas sagen würde, doch als die Stille immer länger dauerte, lächelte er.

»Sollen wir mal annehmen, dass Sie mich in Ihr Wohnzimmer gebeten haben?«

Dudley stürzte aus dem Weg, als Dumbledore an ihm vorbeiging. Harry, noch immer das Teleskop und die Turnschuhe in den Händen, sprang die letzten Stufen hinunter und folgte Dumbledore, der sich in dem Sessel beim Kamin niedergelassen hatte und seine Umgebung mit wohlwollendem Interesse auf sich wirken ließ. Er schien außerordentlich fehl am Platz.

»Wollen – wollen wir nicht aufbrechen, Sir?«, fragte Harry besorgt.

»Ja, in der Tat, aber es gibt einige Dinge, die wir zuvor noch besprechen müssen«, sagte Dumbledore. »Und ich möchte dies lieber nicht draußen unter freiem Himmel tun. Wir werden die Gastfreundschaft deiner Tante und deines Onkels nur noch für eine kleine Weile in Anspruch nehmen.«

»Das werden Sie?«

Vernon Dursley hatte das Zimmer betreten, Petunia an seiner Seite, und Dudley schlich ihnen hinterher.

»Ja«, sagte Dumbledore nur. »Das werde ich.«

Er zog seinen Zauberstab so schnell, dass Harry es kaum sah; nach einem lässigen Schlenker sauste das Sofa nach vorne und rammte allen drei Dursleys in die Kniekehlen, sodass sie daraufplumpsten und übereinanderpurzelten. Nach einem weiteren Schlenker des Zauberstabs rutschte das Sofa an seinen ursprünglichen Platz zurück.

»Jetzt können wir es uns auch gemütlich machen«, sagte Dumbledore vergnügt.

Als er den Zauberstab zurück in seine Tasche steckte, bemerkte Harry, dass seine Hand geschwärzt und runzlig war; es sah aus, als ob das Fleisch weggebrannt wäre.

»Sir – was ist mit Ihrer –?«

»Später, Harry«, sagte Dumbledore. »Setz dich bitte.«

Harry nahm den Sessel, der noch übrig war, und vermied es, zu den Dursleys hinüberzusehen, denen es offenbar vor Schreck die Sprache verschlagen hatte.

»Ich nehme mal an, dass Sie mir etwas zu trinken anbieten wollten«, sagte Dumbledore zu Onkel Vernon, »aber nach dem, was bisher passiert ist, scheint mir das optimistisch zu sein, ja geradezu töricht.«

Ein dritter Schlenker des Zauberstabs, und eine staubige Flasche und fünf Gläser erschienen in der Luft. Die Flasche neigte sich und goss eine großzügige Menge honigfarbener Flüssigkeit in jedes der Gläser, die daraufhin zu jeder Person im Zimmer schwebten.

»Madam Rosmertas bester, im Eichenfass gereifter Met«, sagte Dumbledore und prostete Harry zu, der sein eigenes Glas nahm und daran nippte. Er hatte noch nie etwas Derartiges gekostet, doch es schmeckte ihm ausgezeichnet. Die Dursleys hatten sich mit raschen und bangen Blicken angesehen und bemühten sich nun, ihre Gläser überhaupt nicht zu beachten, was ein schwieriges Unterfangen war, denn die Gläser stupsten sachte gegen ihre Schläfen. Harry kam unwillkürlich der Verdacht, dass Dumbledore sich ziemlich gut amüsierte.

»Nun, Harry«, sagte Dumbledore und wandte sich ihm zu, »es ist ein Problem aufgetreten und ich hoffe, dass du es für uns lösen kannst. Mit ›uns‹ meine ich den Orden des Phönix. Doch zunächst einmal muss ich dir sagen, dass vor einer Woche Sirius' Testament gefunden wurde und dass er dir alles vermacht hat, was er besaß.«

Drüben auf dem Sofa drehte Onkel Vernon den Kopf, aber Harry sah nicht zu ihm hin, und es fiel ihm auch nichts ein, was er sagen konnte, außer: »Oh. Gut.«

»Die Angelegenheit ist im Wesentlichen ziemlich einfach«, fuhr Dumbledore fort. »Du stockst dein Konto bei Gringotts mit einem erklecklichen Goldbetrag auf und erbst alle persönlichen Gegenstände von Sirius. Der etwas schwierige Teil der Erbschaft –«

»Sein Pate ist tot?«, rief Onkel Vernon laut vom Sofa herüber. Dumbledore und Harry drehten sich beide zu ihm um. Das

Glas Met pochte nun recht beharrlich gegen Vernons Schläfe; er versuchte es wegzuschlagen. »Er ist tot? Sein Pate?«

»Ja«, sagte Dumbledore. Er fragte Harry nicht, warum er es den Dursleys nicht mitgeteilt hatte. »Unser Problem«, fuhr er zu Harry gewandt fort, als wären sie nicht unterbrochen worden, »hängt damit zusammen, dass Sirius dir auch Grimmauldplatz Nummer zwölf vermacht hat.«

»Er hat ein Haus geerbt?«, fragte Onkel Vernon begierig, und seine Augen verengten sich, doch niemand antwortete ihm.

»Sie können es weiterhin als Hauptquartier nutzen«, sagte Harry. »Das ist mir egal. Sie können es haben, ich will es nicht.« Harry wollte nie wieder den Fuß über die Schwelle von Grimmauldplatz Nummer zwölf setzen, wenn es irgend ging. Er glaubte, dass ihn die Erinnerung an Sirius, der allein durch die dunklen muffigen Räume schlich, gefangen in dem Haus, das er so verzweifelt verlassen wollte, ewig verfolgen würde.

»Das ist großzügig«, sagte Dumbledore. »Wir haben das Gebäude allerdings vorübergehend geräumt.«

»Warum?«

»Nun«, sagte Dumbledore, ohne Onkel Vernons Murren zu beachten, dem das beharrliche Metglas inzwischen hart gegen den Kopf schlug, »die Familientradition der Blacks bestimmte, dass das Haus in direkter Linie vererbt werden müsse, an den jeweils nächsten männlichen Nachkommen mit dem Namen Black. Sirius war der letzte Nachkomme der Familie, da sein jüngerer Bruder Regulus vor ihm starb und beide keine Kinder hatten. Obwohl sein Testament eindeutig besagt, dass er dir das Haus vermachen will, ist es trotzdem möglich, dass es mit irgendeinem Fluch oder Zauber belegt wurde, damit es ganz sicher von keinem anderen als von einem Reinblüter in Besitz genommen werden kann.«

Ein lebhaftes Bild von dem kreischenden und keifenden Porträt von Sirius' Mutter, das in der Eingangshalle von Grimmauldplatz Nummer zwölf hing, schoss Harry durch den Kopf. »Darauf wette ich«, sagte er.

»Eben«, sagte Dumbledore. »Und wenn ein solcher Zauber existiert, dann wird das Haus höchstwahrscheinlich in den Besitz der ältesten lebenden Verwandten von Sirius übergehen, das heißt an seine Cousine Bellatrix Lestrange.«

Ohne zu merken, was er tat, sprang Harry auf; das Teleskop und die Turnschuhe in seinem Schoß rollten über den Boden. Bellatrix Lestrange, Sirius' Mörderin, sollte sein Haus erben?

»Nein«, sagte er.

»Nun, natürlich wäre es auch uns lieber, wenn sie es nicht bekäme«, sagte Dumbledore ruhig. »Die Lage ist äußerst kompliziert. Wir wissen nicht, ob die Zauber, die wir selbst auf das Haus gelegt haben, zum Beispiel, dass es unaufspürbar ist, jetzt noch wirksam sind, wenn es nicht mehr in Sirius' Händen ist. Es kann sein, dass Bellatrix jeden Augenblick vor der Tür auftaucht. Natürlich mussten wir ausziehen, bis zu dem Zeitpunkt, da wir die Sache geklärt haben.«

»Aber wie wollen Sie rausfinden, ob ich es besitzen darf?«

»Zum Glück«, sagte Dumbledore, »gibt es einen einfachen Test.«

Er stellte sein leeres Glas auf ein Tischchen neben seinem Sessel, doch noch ehe er sonst etwas tun konnte, rief Onkel Vernon: »*Schaffen Sie uns diese verdammten Dinger vom Hals!*«

Harry drehte sich um. Alle drei Dursleys saßen geduckt da, die Arme über dem Kopf, während die Gläser auf ihren Schädeln auf und ab hüpfen und ihren Inhalt durchs ganze Zimmer spritzten.

»Oh, das tut mir sehr leid«, sagte Dumbledore höflich und hob erneut seinen Zauberstab. Alle drei Gläser verschwanden. »Aber sie hätten bessere Manieren gezeigt, wenn Sie etwas getrunken hätten, ehrlich.«

Es sah aus, als lägen Onkel Vernon alle möglichen unfreundlichen Erwidern auf der Zunge, doch er sank nur zu Tante Petunia und Dudley in die Kissen zurück und schwieg, die Schweinsäuglein auf Dumbledores Zauberstab geheftet.

»Sieh mal«, sagte Dumbledore und wandte sich wieder an

Harry, als hätte sich Onkel Vernon nicht gerührt, »wenn du das Haus tatsächlich geerbt hast, dann gehört dir auch –«

Er ließ zum fünften Mal seinen Zauberstab schlenkern. Es gab einen lauten *Knall* und ein Hauself erschien; er hatte eine Schnauze statt einer Nase, riesige Fledermausohren und gewaltige blutunterlaufene Augen. Er kauerte in dreckigen Lumpen auf dem Zottelteppich der Dursleys. Tante Petunia stieß einen markerschütternden Schrei aus: Noch nie im Leben war ihr etwas so Schmutziges ins Haus gekommen. Dudley hob seine großen nackten rosa Füße vom Boden und streckte sie beinahe über den Kopf, als glaubte er, dieses Wesen könne ihm die Pyjamahosen hinaufkrabbeln, und Onkel Vernon brüllte: »Was zur Hölle ist das?«

»Kreacher«, schloss Dumbledore.

»Kreacher will nicht, Kreacher will nicht, Kreacher will nicht!«, krächzte der Hauself, genauso laut wie Onkel Vernon, er stampfte mit seinen langen knorrigen Füßen auf und zog sich an den Ohren. »Kreacher gehört Miss Bellatrix, o ja, Kreacher gehört den Blacks, Kreacher will seine neue Herrin, Kreacher geht nicht zu dem Potter-Balg, Kreacher will nicht, will nicht, will nicht –«

»Wie du siehst, Harry«, sagte Dumbledore laut über Kreachers anhaltendes »Will nicht, will nicht, will nicht«-Gekrächze hinweg, »zeigt Kreacher eine gewisse Abneigung, in deinen Besitz überzugehen.«

»Das ist mir egal«, sagte Harry erneut und betrachtete voller Abscheu den sich windenden, mit den Füßen stampfenden Hauselfen. »Ich will ihn nicht haben.«

»Will nicht, will nicht, will nicht, will nicht –«

»Wäre es dir lieber, wenn er in den Besitz von Bellatrix Lestranger überginge? Wohl wissend, dass er nun ein Jahr lang im Hauptquartier des Phönixordens gelebt hat?«

»Will nicht, will nicht, will nicht, will nicht –«

Harry starrte Dumbledore an. Er wusste, dass man Kreacher nicht erlauben konnte, bei Bellatrix Lestranger zu leben, doch

die Vorstellung, ihn zu besitzen, verantwortlich zu sein für die Kreatur, die Sirius verraten hatte, widerte ihn an.

»Gib ihm einen Befehl«, sagte Dumbledore. »Wenn er jetzt dir gehört, wird er gehorchen müssen. Wenn nicht, müssen wir uns etwas anderes einfallen lassen, wie wir ihn von seiner rechtmäßigen Herrin fernhalten.«

»Will nicht, will nicht, will nicht, WILL NICHT!«

Kreachers Stimme war zu einem Schreien angeschwollen. Harry fiel nichts ein, was er sagen konnte, außer: »Kreacher, halt den Mund!«

Einen Moment lang sah es so aus, als würde Kreacher ersticken. Er griff sich an die Gurgel, sein Mund bewegte sich immer noch wild und die Augen quollen hervor. Nachdem er einige Sekunden lang panisch gewürgt hatte, warf er sich mit dem Gesicht auf den Teppich (Tante Petunia wimmerte), schlug mit Händen und Füßen auf den Boden und gab sich einem heftigen, aber vollkommen stummen Wutanfall hin.

»Nun, das macht das Ganze leichter«, sagte Dumbledore gut gelaunt. »Sirius wusste offensichtlich, was er tat. Du bist der rechtmäßige Eigentümer von Grimmauldplatz Nummer zwölf und von Kreacher.«

»Muss ich – muss ich ihn bei mir behalten?«, fragte Harry entsetzt, während Kreacher zu seinen Füßen auf den Boden eindrosch.

»Nein, wenn du nicht willst«, sagte Dumbledore. »Wenn ich dir einen Vorschlag machen darf – du könntest ihn nach Hogwarts schicken, damit er dort in der Küche arbeitet. So könnten die anderen Hauselfen ihn im Auge behalten.«

»Jaah«, sagte Harry erleichtert, »ja, das mach ich. Ähm – Kreacher – ich will, dass du nach Hogwarts gehst und dort mit den anderen Hauselfen in der Küche arbeitest.«

Kreacher, der inzwischen flach auf dem Rücken lag und alle viere in die Luft streckte, warf Harry kopfüber einen Blick voll abgrundtiefem Hass zu und verschwand mit einem weiteren lauten *Knall*.

»Gut«, sagte Dumbledore. »Dann wäre da noch die Sache mit dem Hippogreif, Seidenschnabel. Hagrid hat sich nach Sirius' Tod um ihn gekümmert, aber Seidenschnabel gehört jetzt dir, wenn du also lieber andere Anordnungen treffen willst –«

»Nein«, sagte Harry sofort, »er kann bei Hagrid bleiben. Ich glaube, Seidenschnabel ist das lieber.«

»Hagrid wird sich freuen«, sagte Dumbledore lächelnd. »Er war ganz begeistert, Seidenschnabel wiederzusehen. Übrigens haben wir im Interesse von Seidenschnabels Sicherheit entschieden, ihn vorläufig Federflügel zu nennen, obwohl ich bezweifle, dass das Ministerium jemals darauf kommen würde, dass er der Hippogreif ist, den es einst zum Tode verurteilt hat. Nun, Harry, ist dein Koffer gepackt?«

»Ähm ...«

»Warst wohl nicht sicher, ob ich auftauchen würde?«, vermutete Dumbledore scharfsinnig.

»Ich geh nur kurz und – äh – pack fertig«, sagte Harry eilig und hob schnell sein Teleskop und die Turnschuhe vom Boden auf.

Er brauchte kaum mehr als zehn Minuten, um alles zusammenzusuchen, was er benötigte; und schließlich hatte er es geschafft, seinen Tarnumhang unter dem Bett hervorzuziehen, hatte den Verschluss auf das Glas mit der Farbwechsel-Tinte geschraubt und den Kofferdeckel über seinen Kessel gezwängt und zugeschlossen. Mit der einen Hand den Koffer schleppend, mit der anderen Hedwigs Käfig, stieg er dann wieder die Treppe hinunter.

Enttäuscht stellte er fest, dass Dumbledore nicht im Flur wartete, was bedeutete, dass er ins Wohnzimmer zurückmusste.

Niemand redete. Dumbledore summte leise, offenbar ganz entspannt, doch die Luft war dicker als kalte Vanillesoße, und Harry wagte es nicht, die Dursleys anzuschauen, als er sagte: »Professor – ich bin jetzt fertig.«

»Gut«, sagte Dumbledore. »Dann nur noch eine letzte Sache.« Und er wandte sich noch einmal an die Dursleys.

»Wie Ihnen sicher bewusst ist, wird Harry in einem Jahr volljährig –«

»Nein«, sagte Tante Petunia und sprach damit zum ersten Mal seit Dumbledores Ankunft.

»Wie bitte?«, sagte Dumbledore höflich.

»Nein, wird er nicht. Er ist einen Monat jünger als Dudley und Dudders wird erst übernächstes Jahr achtzehn.«

»Ah«, sagte Dumbledore freundlich, »aber in der Zaubererwelt wird man mit siebzehn volljährig.«

Onkel Vernon murmelte: »Lachhaft«, aber Dumbledore beachtete ihn nicht.

»Nun, wie Sie bereits wissen, ist der Zauberer namens Lord Voldemort in dieses Land zurückgekehrt. Die Zauberergemeinschaft befindet sich gegenwärtig in offenem Kriegszustand. Harry, den Lord Voldemort bereits mehrmals zu töten versucht hat, ist im Augenblick sogar in noch größerer Gefahr als an dem Tag vor fünfzehn Jahren, als ich ihn vor Ihre Tür legte mit einem Brief, in dem ich von dem Mord an seinen Eltern berichtete und die Hoffnung zum Ausdruck brachte, dass Sie für ihn sorgen würden, als wäre er Ihr eigener Sohn.«

Dumbledore hielt inne, und obwohl seine Stimme sanft und ruhig blieb und er kein deutliches Zeichen von Wut preisgab, spürte Harry eine Art Kälte von ihm ausgehen und bemerkte, dass die Dursleys ein klein wenig näher zusammenrückten.

»Sie haben nicht getan, worum ich Sie gebeten habe. Sie haben Harry nie wie einen Sohn behandelt. Er hat nichts als Vernachlässigung und häufig Grausamkeit von Ihnen erfahren. Das Beste, was man sagen könnte, ist, dass er wenigstens nicht den entsetzlichen Schaden davongetragen hat, den Sie dem unglücklichen Jungen zugefügt haben, der zwischen Ihnen sitzt.«

Tante Petunia und Onkel Vernon drehten beide instinktiv den Kopf seitwärts, als erwarteten sie, jemand anderen als Dudley zwischen ihnen eingezwängt zu sehen.

»Wir – Dudders misshandelt? Was fällt Ihnen –?«, fing Onkel

Vernon wütend an, doch Dumbledore gebot ihm mit erhobem Finger zu schweigen, und dieses Schweigen trat so jäh ein, als hätte er Onkel Vernon mit Stummheit geschlagen.

»Der Zauber, den ich vor fünfzehn Jahren heraufbeschworen habe, bewirkt, dass Harry unter starkem Schutz steht, solange er dieses Haus noch sein Zuhause nennen kann. Wie unglücklich und wie wenig willkommen er auch immer hier war und wie schlecht er auch behandelt wurde, Sie haben ihn zumindest widerwillig in diesem Haus aufgenommen. Dieser Zauber verliert seine Wirksamkeit, wenn Harry siebzehn wird; mit anderen Worten, wenn er ein Mann wird. Ich bitte Sie nur um eines: Gestatten Sie Harry vor seinem siebzehnten Geburtstag noch einmal, in dieses Haus zurückzukehren, denn damit ist gewährleistet, dass der Schutz bis zu diesem Zeitpunkt anhält.«

Keiner der Dursleys sagte ein Wort. Dudley runzelte leicht die Stirn, als versuchte er immer noch herauszufinden, wann er je misshandelt worden war. Onkel Vernon sah aus, als ob ihm etwas in der Kehle steckte; Tante Petunia jedoch war merkwürdig rot im Gesicht.

»Nun, Harry ... Zeit, dass wir gehen«, sagte Dumbledore endlich, erhob sich und straffte seinen langen schwarzen Umhang. »Bis zu unserem nächsten Treffen«, sagte er zu den Dursleys, die dreinschauten, als könnte dieses Treffen, wenn es nach ihnen ging, bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag warten. Dann zog Dumbledore den Hut und rauschte aus dem Zimmer.

»Tschüss«, sagte Harry hastig zu den Dursleys und folgte Dumbledore, der neben Harrys Koffer stehen blieb, auf dem Hedwigs Käfig thronte.

»Diese Sachen wären uns jetzt nur hinderlich«, sagte er und zückte erneut seinen Zauberstab. »Ich schicke sie zum Fuchsbau, dort können sie bleiben, bis wir kommen. Allerdings möchte ich, dass du deinen Tarnumhang mitnimmst ... nur für alle Fälle.«

Harry zog mühsam seinen Tarnumhang aus dem Koffer und versuchte dabei zu verhindern, dass Dumbledore das

Chaos darin sah. Als er den Umhang in eine Innentasche seiner Jacke gestopft hatte, schwang Dumbledore seinen Zauberstab und Koffer, Käfig und Hedwig verschwanden. Dann schwang Dumbledore seinen Zauberstab erneut und die Haustür öffnete sich in eine kühle, neblige Dunkelheit.

»Und jetzt, Harry, hinaus in die Nacht und dem Abenteuer hinterher, dieser launischen Verführerin!«